



Ausbeutet: Ein Junge und ein Mann waschen Erz in der Mine Kamatanda im Kongo.
(Foto: Fastenopfer, Meinrad Schade)

Welt-Konzerne in die Pflicht nehmen

Die Schweiz weist die höchste Dichte an international tätigen Firmen auf. In den letzten zehn Jahren haben rund 270 ausländische Firmen wegen Steuervorteilen ihren regionalen oder globalen Hauptsitz in die Schweiz verlegt. Dies drängt zum Handeln, sind 55 Schweizer Organisationen der Allianz «Recht ohne Grenzen» überzeugt. Nicht nur alteingesessene wie Nestlé, Holcim, Novartis, Roche, Syngenta und Triumph geraten wegen Missachtung von Arbeits- und Menschenrechten oder Schäden der Umwelt immer wieder an den Pranger. Es gibt neuere Fälle: Dass die Ölexplorationsfirma Transocean ihren Sitz in Zug hat, ist durch die Umweltkatastrophe im Golf von Mexiko bekannt geworden. Marktbeobachter gehen davon aus, dass etwa 70 Prozent der russischen Ölhandelsgeschäfte über die Schweiz abgewickelt werden. Genf liegt beim Handel mit Kaffee, Zucker, Getreide, Baumwolle und Ölsaaten auf dem ersten Platz. In der Region zwischen Genf und Lausanne sind etwa 400 Firmen im Sektor Rohstoffhandel tätig. Sie beschäftigen knapp 10'000 Personen und schlagen gemeinsam globale Rohstoffe im Wert von etwa 800 Milliarden Dollar um.

«Wir wollen nicht einzelne Unternehmen anklagen», betonte Peter Niggli, Geschäftsleiter Alliance Sud der grossen Hilfswerke. «Es geht uns um den politischen, gesetzlichen und institutionellen Rahmen.» Und um Rechtsverbindlichkeit: Mit der seit November laufenden Kampagne und Unterschriftensammlung werden Bundesrat und Parlament aufgefordert, die hier ansässige Konzerne zu verpflichten, Menschenrechte und Umweltstandards weltweit zu respektieren. Bisher seien diese Anliegen dem Güt-dünken der Konzerne überlassen, konstatierte Danièle Gasteli Hauser von Amnesty International Schweiz. Initiativen wie der Global Compact oder die kürzlich revidierten OECD-Leitlinien für multinationale Unternehmen nützten nur beschränkt. Die im letzten Sommer vom UNO-Menschenrechtsrat verabschiedeten Leitlinien wollen sicherstellen, dass Opfer klagen und Wiedergutmachung einfordern können. Verstosse zum Beispiel ein Glencore-Tochterunternehmen in der Republik Kongo gegen Menschenrechte und Umweltstandards, hätten die Opfer heute keine Möglichkeit, die verantwortliche Mutterfirma einzuklagen, kritisierte Chantal Peyer von Brot für alle / Fastenopfer. Auch die Erklärung von Bern weist auf das «Klumpenrisiko Rohstoffbranche» hin: Zwei Drittel aller Metall- und Energie-Rohstoffe stammen aus Entwicklungsländern und oft aus Konfliktregionen, wobei Schweizer Firmen beim Abbau an vorderster Front seien. Die Schweiz müsse rasch klare Bestimmungen zu Menschenrechten und Umwelt einführen, sagte Urs Rybi. Dass schnelles Handeln möglich ist, zeigt der Fall der weltweit grössten Söldnerfirma Aegis: Nachdem sich diese in Basel niedergelassen hat, sind Parlament und Bundesrat bestrebt, Söldnerfirmen den Standort Schweiz zu verbieten. Der Tessiner Menschenrechtsspezialist Dick Marty fügte an, unser Land könne gar eine Vorreiterrolle übernehmen statt immer verspätet zu reagieren wie bei Korruption oder Steuerflucht. Gemäss Marti haben die vielen Firmensitze «ein Potenzial, der Schweiz weiteren Image-Schaden zuzufügen». Dank den von der Allianz geforderten Massnahmen könnten alle gewinnen, die betroffenen Menschen, die Firmen und die Schweiz als Staat. Unterschreiben Sie die Petition «Recht ohne Grenzen» auf www.rechtohnegrenzen.ch ■

Viera Malach, InfoSüd

Ausstellung zu orthodoxen Kirchen

Die Ausstellung «Ein Stück Himmel auf Erden» stellt noch bis zum März 2012 im Zürcher Stadthaus zu den orthodoxen Kirchen 16 Gemeinden mit zehn Kirchen-Oberhäuptern vor. BesucherInnen können sich hier an Hand sehr schöner Fotos und Ikonen sowie informativer Texte über die reichen Traditionen und Sakramentsformen der verschiedenen orthodoxen Kirchen informieren. Dazu stellen sich verschiedene Gläubige vor. Öffnungszeiten sind Montag bis Freitag 9 bis 18 Uhr, Samstag 9 bis 12 Uhr. Führungen können unter Tel. 044 412 31 23 vereinbart werden. Ein reichhaltiges Begleitprogramm von Gottesdiensten bis Vorträgen, dazu ein Angebot für Lehrpersonen und Klassen, findet sich unter: http://www.stadt-zuerich.ch/content/kultur/de/index/institutionen/ausstellungen_stadthaus/OstkircheninZuerich.html ■

Christiane Faschon

Spiegelneuronen

FRANZISKA BISCHOF-JÄGGI

Eine Grippe und eine Erkältung sind ansteckend. Das ist nachvollziehbar, denn dafür gibt es Erklärungen. Schuld an einer Krankheitsübertragung sind Viren oder Bakterien. Aber auch Work-Life-Balance ist ansteckend – Burnout auch! Wie soll das gehen?

40 Millisekunden reichen

An der Universität Uppsala in Schweden wurde vor ein paar Jahren ein Versuch durchgeführt. Versuchspersonen wurden am Kopf mit Elektroden verkabelt, vor einen Bildschirm gesetzt, und sie erhielten folgende Anweisung: «Wir werden Ihnen viele Bilder zeigen. Auf allen Bildern werden Sie reale Gesichter erkennen,



Gut oder übel gelaunt? Stimmungen vervielfältigen sich wie in einem Spiegelkabinett.
(Bild: Roland Hertli)

die in einer neutralen Stimmungslage sind. Bitte verhalten Sie sich selbst möglichst auch neutral.» Danach startete der Versuch. Es wurden tatsächlich viele neutrale Gesichter eingeblendet und dann plötzlich während 500 Millisekunden (eine halbe Sekunde) ein lachendes oder ein trauriges Gesicht. Sie können sich vorstellen, was passiert ist: Die Versuchspersonen haben das Gesicht gespiegelt. Ihr Gesichtsausdruck wurde bei einem lachenden Gesicht ebenfalls lachend oder entsprechend dem traurigen Gegenüber ebenfalls traurig. Schuld an diesem Phänomen sind die sogenannten Spiegelneuronen. Das sind dieselben Nervenzellen, die auch ausmachen, dass wir gähnen müssen, wenn wir jemanden beim Gähnen beobachten. Nach diesem Resultat gingen die Versuchsleiter einen Schritt weiter: Sie blendeten auf dem Bildschirm wiederum verschiedene neutrale Gesichter ein und dann plötzlich während 40 Millisekunden ein lachendes bzw. trauriges Gesicht. Und was passierte? Obwohl sich niemand daran erinnern konnte, ein lachendes oder trauriges Gesicht gesehen zu haben, wurden die Gesichter imitiert. 40 Millisekunden liegen nicht mehr im optisch bewusst wahrnehmbaren Bereich. Im Unterbewussten aber wurde die Botschaft aufgenommen und die Reaktion war dieselbe.

Auch Gerüche, Stimmungen, Sprache, Tonfall

Spiegelneuronen lösen im Gehirn während der Betrachtung eines Vorgangs dieselben Reize aus, wie wenn wir den Vorgang selbst aktiv ausführen. Interessant ist, dass Spiegelneurone nicht Halt machen vor optischen Reizen. Sie reagieren auch auf Gerüche, Stimmungen, die Sprachwahl, den Tonfall, einen Text etc. Wenn 40 Millisekunden ausreichen, um bei einem Gegenüber ein lachendes oder ein trauriges Gesicht zu provozieren, wie viel mehr werden Sie dann beeinflusst, wenn Sie es während einem ganzen Arbeitstag, dem Feierabend oder dem Wochenende betrachten (müssen)? Selbstverständlich gilt dasselbe auch umgekehrt: Auch Sie beeinflussen mit Ihrem Ausdruck Ihre Mitmenschen! Vor diesem Hintergrund ist es mir erst recht wichtig, immer wieder genau zu überlegen, mit wem ich meine freie Zeit verbringe. Tut mir diese Beziehung wirklich gut? Und wie gut tue ich meinem Umfeld? Ist es emotional stark und gesund? Leben meine Mitmenschen eine Work-Life-Balance? Manchmal heisst meine Antwort, eine logische Konsequenz zu ziehen oder solche Dinge auch anzusprechen. Wie befreiend kann es sein, wenn ich den Mut aufbringe und eine Beziehung bereinige, die über eine längere Zeit viel und einseitig Energien frisst! Und umgekehrt, wie unglaublich wohltuend ist es, den Abend mit einem guten Freund oder einer guten Freundin zu verbringen. Die Batterien laden sich gegenseitig auf, man fühlt sich nach der Begegnung richtig gestärkt und bereichert und die Stimmung kann noch Stunden oder Tage nachwirken. Stimmungen und ganze Stimmungslagen wie Work-Life-Balance oder Burnout sind eben doch auch ansteckend! Darüber hinaus lohnt es sich auch zu überlegen, welcher Lektüre ich meine Zeit widme. Ein Magazin, das ich bewusst gewählt habe oder eine Tageszeitung, die voller Negativschlagzeilen ist? Kann ich selektiv lesen? Wie nutze ich mein Wissen um Spiegelneurone im Alltag? Und inwiefern weiss ich meine Gestimmtheit oder überhaupt mein (ganzheitliches) Wohlergehen zu gestalten?

Lächeln: mehr als tausend Worte

Entdeckt wurden die Spiegelneurone erst anfangs der Neunzigerjahre in Padua von Giacomo Rizzolatti, Mediziner und Neurophysiologe. Doch auch wenn die Wissenschaft erst seit kurzem einen Namen dafür hat: Der «Volksmund» weiss schon lange, dass ein Lächeln mehr sagt als tausend Worte. Ephraim Kishon ging sogar so weit zu behaupten, das Lachen sei eine der grössten Erfindungen Gottes. Und was bitte stellen wir dann mit all dem Kummer und den Sorgen an, die uns im Alltag *auch* begleiten? Handhaben wir es, wie es Abraham Lincoln empfohlen hat: «Halte dir jeden Tag 30 Minuten für deine Sorgen frei und mach in dieser Zeit ein Nickenchen.» Ich gebe zu, so einfach ist es nicht. Trotzdem: Der Humor, der mit diesem Tipp mitschwingt, gefällt mir! Denn eines steht fest. Mit jeder Minute, während der wir uns ärgern, verlieren wir 60 Minuten Fröhlichkeit (Robert Stolz, Komponist)! Und – wir prägen damit nicht nur uns, sondern durch uns auch unser Umfeld. Vergessen Sie den Einfluss der Spiegelneuronen nicht! ■

Franziska Bischof-Jäggi ist Pädagogische Psychologin sowie Paar- und Familientherapeutin. Sie ist Mutter von vier Kindern und führt die Familienmanagement GmbH in Zug, ein Kompetenzzentrum für Work-Life-Balance.

Kein Leben für Serengeti?



Elefanten im Serengeti-Nationalpark. (Bild: G. Surya Prakash)

GERHARD WALDHERR

Ein gemauertes Haus mit Wellblechdach. Sie sitzen auf schmalen Holzbänken um einen grossen Tisch. 19 Männer und sechs Frauen, die schwören, nie wieder zu wildern oder Buschfleisch zu verkaufen. Die sich dem Naturschutz verschrieben, Verantwortung übernommen haben für die Welt, in der sie leben. Denn sie haben jetzt eine COCOBA hier in Nyamburi, einem Dorf auf halbem Weg zwischen Viktoriasee und Serengeti-Nationalpark. Ein Gorilla, was sei der wert, fragt Christof Schenck, wenn man ihn töte? Ein paar hundert Dollar an Fleisch und Fell, einige tausend Dollar als Jagdtrophäe. »Wenn ich im Bwindi-Nationalpark in Uganda an 200 Tagen acht Touristen habe, die 500 Dollar bezahlen, um eine Stunde Berggorillas zu beobachten, und ein Gorilla 40 bis 50 Jahre Lebenserwartung hat, wie viel Geld generiert er bis zu seinem natürlichen Tod? Vier Millionen, wenn Sie die Umsätze für Übernachtung, Fahrer, Träger, Ranger, Restaurants,

Souvenirhändler und und und dazunehmen, kommen Sie auf mindestens das Doppelte.« Schenck ist Geschäftsführer der Zoologischen Gesellschaft Frankfurt (ZGF). Sie engagiert sich in 70 Projekten weltweit und hat in der Serengeti beim Aufbau von Mikrobanken geholfen, »Community Conservation Banks«, kurz COCOBA. Eine COCOBA, so Schenck, bestehe aus 15 bis 30 Mitgliedern, die untereinander Kredite vergeben. Mit ihnen würden Imkereien oder Hühnerfarmen gegründet, Fallen für Tse-Tse-Fliegen genäht, energieeffiziente Kochgeräte gebaut. Und umweltfreundliche Einkommen geschaffen. »Die physikalische Bank besteht aus einer Blechkiste mit jeweils fünf Schlössern; nur wenn alle fünf Schlüsselbesitzer anwesend sind, kann sie geöffnet werden.«

In der Serengeti dokumentierte der Frankfurter Tierarzt, Zoodirektor und frühere Vor-

sitzende der ZGF, Bernhard Grzimek, erstmals die berühmteste aller Wildwanderungen. *Serengeti darf nicht sterben* – 367 000 *Tiere suchen einen Staat* gewann 1960 den Oscar für den besten Dokumentarfilm, das gleichnamige Buch wurde in 20 Sprachen übersetzt.

Der erste Präsident Tansanias, Julius Nyerere, sagte: »Das Überleben der Wildtiere ist ein integraler Teil unseres künftigen Lebensunterhalts und Wohlbefindens.« Tansania galt lange als Musterland Afrikas, wenn es um Naturschutz ging. 15 Nationalparks, ein Viertel des Landes Wildparks oder Naturschutzgebiete. Die Serengeti: 14 763 Quadratkilometer, halb so gross wie Belgien. »Siringet«, wie die Massai sagen: der Ort, an dem das Land nicht aufhört.

Die Vereinigte Republik Tansania, 42 Millionen Einwohner, ist eines der ärmsten Länder der Welt. 80 Prozent arbeiten in der Landwirtschaft. Tourismus ist für 18 Prozent des Bruttoinlands-

produkts verantwortlich. Es gibt Distrikte mit 100 000 Einwohnern ohne Krankenhaus. Jährlich sterben 60 000 Menschen an Malaria. Tansania hat Diamanten, Kohle, Eisenerz, Nickel, Chrom, Zinn, Platin, Coltan, Niob und andere seltene Erden, es hat Erdgas im Indischen Ozean. Und es gilt als viertgrösster Goldproduzent Afrikas. Tansania wurde seit seiner Unabhängigkeit 1961 nicht erschüttert von Bürgerkriegen oder Stammesfehden. Das Bildungssystem ist für schwarzafrikanische Verhältnisse gut. Warum ist Tansania dennoch arm?

1967 hielt Präsident Nyerere eine Rede, die bekannt wurde als Arusha-Deklaration: Das Land könne sich nicht aus seiner Armut befreien, wenn es ständig Hilfe von aussen annähme. Es brauche Eigenständigkeit und Selbstbewusstsein, »gemeinschaftliches Leben und Arbeiten zum Wohle aller«. Nyerere verordnete die Gründung sich selbst versorgender Dörfer, liess Banken, Versicherungen, Lebensmittelhersteller, Zementfabriken, Handelsfirmen verstaatlichen, Immobilienbesitz wurde drastisch eingeschränkt. Er nannte es Ujamaa – Gemeinsinn. Bis 1979 wurden elf Millionen, die meisten gegen ihren Willen, umgesiedelt. Wo die Menschen ankamen, waren häufig keine Dörfer. Die Dörfer mussten ihre Ernten unter Marktpreis an die Regierung verkaufen, wurden gegängelt von einer wuchernden Bürokratie. Die Lebensmittelproduktion brach ein, der Lebensstandard fiel um 50 Prozent, die nationale Wirtschaftsleistung um ein Drittel. Ohne ausländische Hilfe wäre Tansania kollabiert. In den Siebzigerjahren flossen insgesamt drei Milliarden Dollar; 2009 war Tansania mit zwei Milliarden Dollar drittgrösster Empfänger internationaler Hilfe, die Auslandsverschuldung beträgt zehn Milliarden Dollar.

Der Anführer in Nyamburi heisst Alexander Mwita. Er steht auf und hält einen Vortrag. COCOBA Nyamburi, gegründet am 28.1.2010. Hauptgrund: der Schutz der Natur und der Ressourcen der Umwelt. Joseph Joel Marwa, der Sekretär der Bank, steht auf und liest vor: Einzahlungen bis heute 4 196 000 tansanische Shilling, fünf vergebene Kredite à 500 000 sind 2 500 000 Shilling. Was endlich auf den Tisch gestellt wird, ist aus Blech, blau lackiert, und hat drei Schlösser. Darin: Plastikdosen, Hefte, Papierkram. Mwita beginnt, legt 10 000 Shilling in die Plastikdose mit der Aufschrift »Hisa« (Anteile) und bekommt zehn Stempel in ein grünes Sparbuch. Marwa legt 5000 Shilling in die Plastikdose. Fünf Stempel. Dann sind die anderen dran, während Marwa Fotos zeigt. Er als junger Mann mit einem toten Leoparden, mit Zebrafleisch, auf Pirsch. Die Wilderei habe ihn traurig und depressiv gemacht, sagt Marwa, doch nun habe er dank des COCOBA-Kredits Holz und Werkzeug für seine Schreinerei kaufen können und warte beruhigt auf Kunden. Mwita erzählt, auch an den Besitzer eines kleinen Ladens sei ein Kredit gegangen: »Seitdem gibt es dort Bier, Seife, Kleidung.« Und die Gebrüder Machango und Frau Matiku wollen mit fünf Bienenstöcken schon bald 100 Liter Honig produzieren und an Touristen verkaufen.

Abendessen im Mapito Camp. Die anderen Gäste sind ein älteres Ehepaar aus Finnland und zwei junge Brasilianerinnen. Der Finne sagt: »Die Serengeti zu sehen war mein Lebenstraum, was ich heute gesehen habe, werden meine Söhne nicht mehr erleben.« Die Brasilianerinnen sind mit einem Heissluftballon über die Savanne geflogen: »Unser Ballonführer meinte: ›Wer weiss, ob es uns noch lange gibt?‹« »Warum so pessimistisch? Serengeti wird nicht sterben. Aber: Die Menschen haben keine Arbeit,

nichts zu essen.« Im Norden Tansanias, sagt Camp-Manager Dominkovits, ernähre sich eine Million Menschen von Buschfleisch.

Anderntags im Büro von Florentina Julius in Fort Ikoma. In der Blechkiste hätte – Einlagen minus vergebene Kredite – ein dickes Paket Geldscheine liegen müssen, etwa 1,7 Millionen Shilling, aber da war kein dickes Paket zu sehen. Hatte nicht Mitwa 10 000, Marwa 5000 ...? Laut Statut erhalten Mitglieder maximal das Dreifache ihrer Ersparnisse als Kredit. Wie soll Marwa in zwölf Monaten 166 000 Shilling einbezahlt haben, ein Siebtel des tansanischen Pro-Kopf-Jahreseinkommens? Was bringt eine Schreinerei im Busch? Ein Gnu bringt 20 000 Schilling. Am Bienenkorb waren keine Bienen zu sehen, von den restlichen vier Bienenkörben nur einer; und sieben Dollar für ein Glas Honig, schön und gut, aber wo sind in Nyamburi Touristen? Theorie und Praxis, das alte Dilemma. Da wird erdacht, entwickelt, implementiert, verwaltet, verordnet, »und wir«, sagt Sospester, »verstehen nicht, was und warum sie was machen.« Amos meint: »Sie sollten jedem eine Kuh geben, sie sollten Entschädigung zahlen, wenn Elefanten Felder und Ernte verwüsten, dann hätten die Menschen etwas davon.« Laut dem US-amerikanischen Publizisten P. J. O'Rourke betrug die internationale Hilfe für Tansania von 1961 bis 1990 insgesamt 15 Milliarden Dollar: »Vermutlich hätte man damit jedem Tansanier ein Stück Land kaufen können.« Was tatsächlich angekommen ist, sind Almosen.

»Wir dürfen uns nichts vormachen«, sagt Ruedi Suter, »Afrikas frei lebende Tiere werden wohl verschwinden.« Suter ist freier Journalist und Redakteur von Habari, dem Magazin der »Freunde der Serengeti Schweiz«. Seit Jahren berichtet er über Wilderei, ob sie der Ernährung der rasant wachsenden Bevölkerung dient, dem Buschfleischhandel oder der illegalen Trophäenjagd. Jährlich werden acht Prozent der afrikanischen Elefanten wegen ihrer Stosszähne abgeschlachtet, tausende davon in Tansania. Während einheimischen Wilderern Gefängnis droht, knallen Jagdtouristen in Tansania ab, was sich bewegt. Vor 30 Jahren lebten 75 000 Löwen in Afrika, heute sind es 23 000.

Kontaktaufnahme mit einer Person, welche die Grumeti Reserves gut kennt. Richtig, sie hätten ein erfolgreiches Überwachungssystem zum Schutz der Wildtiere installiert... Doch kommunale Projekte seien nicht nachhaltig, Brunnen seien umsonst gebohrt worden und verfielen. Artemisia Annuu, eine organische Malaria-prophylaxe, sei angebaut, aber nie verarbeitet worden; es gab keinen Transport zur Fabrik in Arusha. Man habe tatenlos zugeesehen, wie korrupte Dorfvorsteher Geld abzweigten; Diebstahl von Material, Maschinen und Werkzeug grassiere. »Man bräuchte«, sagt der in Kenia lebende Schweizer Dokumentarfilmer Karl Ammann, »einen Marshallplan, um Wildtiere und ihre Habitate in Afrika wirksam zu schützen. Und ein anonym Informant aus Tansania meint, »die Öffentlichkeit über die Realitäten mehr und ehrlich zu informieren könnte wenigstens zu ersten Korrekturen im System führen«. ■

Dies waren Auszüge aus einem Kapitel des Buches von Gerhard Waldherr: »Bruttoglobaltournee. In 26 Reportagen um die globalisierte Welt«, 264 Seiten, erschienen 2011 im Salis Verlag Zürich, Preis: 34.80 Franken, ISBN 978-3-905801-48-4

Männerpower und Frauenmacht?

**Die Frauenbewegung gerät in Vergessenheit
und der Aufbruch der Männer lässt auf sich warten.
Wie steht es heute um die freie Entfaltung
von Frauen und Männern?**

Das Gut

Bild: Georgette Baumgartner-Krieg

THEO BÜHLMANN *

Bereits Jahrzehnte ist die Gleichberechtigung in der Verfassung festgeschrieben. Doch hat sie sich zur gesicherten Realität entwickelt? Ebenso, wie Frauen sich in traditionellen «Männerdomänen» bewegen, sind Männer im Sozialen präsent. Geht es also nur noch darum, letzte Lücken der Chancengleichheit zu füllen, wenn Frauen schlechter bezahlt und in Leitungsfunktionen untervertreten sind? Werden Paare nur noch durch unbedeutende Hindernisse von einer echten Aufteilung zwischen Familienarbeit und Broterwerb abgehalten? Ist es nur eine Frage der Zeit, bis Männergewalt Geschichte ist?

Es kommen Zweifel auf – angesichts einer von Geld und Macht bestimmten Gesellschaft, in der *Ungleichheiten* wieder zunehmen. Die Frauenbewegung kann zwar auf viel Erreichtes stolz sein, aber sie liess sich an den Verteidigungslinien anstehender Männer-Emanzipation stoppen. Doch die Chance bleibt: Jede Überwindung von Trennendem zwischen den Geschlechtern hilft, auch andere Gräben der Menschheit zu überbrücken.

Rechtliche Gleichberechtigung: umgesetzt?

Junge Frauen gehen heute selbstverständlich davon aus, seit jeher dieselben Rechte wie die Männer zu besitzen. Dabei wurde es noch in der Generation ihrer Grosseltern als «naturgegeben» betrachtet, dass eine Frau sich unterordnet. Während Jahrhunderten galt das weibliche Geschlecht als «minderwertig» und hatte in der Öffentlichkeit nichts zu sagen. Verheiratete standen unter der Verfügungsgewalt ihres Mannes. Aber langsam begannen Frauen *selber* über sich und ihre Sexualität zu bestimmen. Seit dem Kindsrecht von 1978 müssen auch Männer die Folgen einer Schwangerschaft verantworten. Mit ihrem langen Befreiungskampf erreichten die Frauen in der Schweiz 1971 das Stimmrecht. Ihre Gleichberechtigung trat mit den Verfassungsartikeln von 1981, dem neuen Ehegesetz und dem Gleichstellungsgesetz (1996) in Kraft.

**SEHEN: Mädchen übernehmen
Sensibilität, Du-Bezogenheit, Fürsorg-
lichkeit als weibliche Eigenschaften –
Buben verknüpfen Härte, Distanziertheit
und Coolness mit Männlichkeit.**

Im privaten, beruflichen und öffentlichen Leben wird Frauen heute Chancengleichheit zugestanden. Doch *halten* die Realitäten auch, was Grundsätze versprechen?

Wirtschaftlich bevorteilte Männer

Die Verfassung verlangt gleichen Lohn für gleichwertige Arbeit. Seit der Jahrtausendwende verharren die Lohnunterschiede zwischen den Geschlechtern aber bei etwa zehn Prozent in der öffentlichen Verwaltung und bei 20 Prozent in der Privatwirtschaft. Laut einer Studie des Bundes sind 60 Prozent dieser Unterschiede ungerechtfertigt und diskriminierend. Frauen erlernen noch immer primär Berufe im Dienstleistungs-

Der sozialetische Dreischritt SEHEN, URTEILEN, HANDELN

Die christliche Sozialethik hat den Denkansatz entwickelt, eine «Sache» *zuerst* möglichst wertfrei und ursächlich anzuschauen (SEHEN), um das Erkannte *erst anschliessend* zu gewichten und zu bewerten (URTEILEN). Um dabei möglichst ausgewogen zu sein und möglichst allen gerecht zu werden, stehen uns als Wegweiser und Wertmassstäbe fünf Sozialprinzipien zur Verfügung (Seite 17). Schliesslich bringt die beste Beurteilung nichts, wenn aus ihr *letztlich* nicht ein tatkräftiges Angehen des Problems erwächst (HANDELN). Ethik endet nicht im Erkennen des Guten und Richtigen, sondern im Tun desselben.

Die THEMENSEITEN dieser WeltWeit-Ausgabe folgen diesem sozialetischen Dreischritt und orientieren sich an den Sozialprinzipien. Die Ausführungen zur Chancengleichheit, Gleichberechtigung und zur ganzheitlich Lebensverwirklichung von Frauen und Männern sind darum entsprechend *aufgeteilt* und als Einführung in die sozialetische Betrachtungsweise gestaltet.

sektor, im Verkauf und im Sozialen, die *tiefer* bewertet werden. Industriell-gewerbliche und technische Berufe sind eine Domäne der Männer geblieben. Sie zieht es stärker in Richtung Planen, Organisieren, Führen; und sie erlangen so mehr Geld und Macht. Gemäss Volkszählung 2000 sitzen Frauen zu 15 Prozent in Unternehmensleitungen, obwohl sie 44 Prozent der Erwerbstätigen ausmachen. Ihr Leitungsanteil bei börsenkotierten Schweizer Firmen betrug 2006 nur vier Prozent.

Auch in der schweizerische Politik wird der weibliche Bevölkerungsanteil von 51 Prozent mangelhaft repräsentiert: Im Nationalrat wuchs der Frauenanteil von 5 Prozent 1971 stetig bis auf derzeit 29 Prozent, im Ständerat liegt er gegenwärtig bei 19,6 Prozent. Kantonale Parlamente und Regierungen weisen ähnliche Zahlen aus. Im Bundesrat hatten die Frauen ein gutes Jahr lang die Mehrheit gehalten, jetzt sind sie wieder zu knapp 43 Prozent vertreten.

Besser gebildete Frauen

Schlechtere Bildung scheidet inzwischen als Benachteiligungsgrund aus: Bei den Maturanden gibt es bereits Frauenmehrheiten. Bei den Hochschulabschlüssen überrunden Frauen demnächst ihre männlichen Kollegen. Trotzdem bietet unser Ausbildungssystem «weiblichen» Interessen oft schlechtere Karrierechancen. Andererseits sind es heute vor allem junge Männer, welche mit einem brüchigen schulischen Fundament aus der Volksschule kommen. Während viele Gleichstellungsanliegen in die Schulpläne integriert sind, geht der Unterricht teilweise an den Bubenbedürfnissen vorbei. Weil an der Volksschule überwiegend Frauen unterrichten, erleben Buben sie als Fortsetzung der häuslichen Mutter-Dominanz. Sie provozieren viel häufiger Schulkonflikte als Mädchen.



Bild: Matthias Rabbe

Familiengründung mit Zukunftsängsten

Paare können meist nicht frei entscheiden, wie sie Gelderwerb und Haushalt-Kinderbetreuung aufteilen. In der Schweiz nehmen 17 Prozent der Eltern eine gewisse Arbeitsteilung vor. Sehr viel seltener übernimmt der Mann mindestens die Hälfte der Familienarbeit und reduziert entsprechend sein Berufspensum. Zu gross sind die zu überwindenden Schwierigkeiten eines solchen Modells.

Bei allen andern Familien *forcieren* die Väter ihre Vollzeit-Karriere. Weil bei mindestens 70 Prozent der Familien ein Einkommen nicht reicht, nimmt die Mehrheit der Mütter einen Teilzeitjob an – mangels geeigneter Stellen oft ausserhalb ihres Berufsfeldes. Dennoch bleiben diese Frauen meist *voll* für den Haushalt zuständig. Aufgrund mangelnder externer Kinderbetreuungsmöglichkeiten kommen sie in eine Doppelbelastung.

Familien sind unter Dauerdruck und oft durch Armut gefährdet. Familienalltag und Berufswelt ergänzen sich meist nicht, sondern schliessen sich gegenseitig aus. Nicht nur zeitlich, sondern auch durch die Anforderungen: Daheim wollen Rücksicht, Achtsamkeit, Gemeinschaftsgeist gelebt sein – auswärts scheinen Ellenbogendenken und Einzelkampf zum Erfolg zu führen. Für Paare stellen diese Schwierigkeiten ein grosses Beziehungsrisiko dar.

Männer-Emanzipation steht noch aus

Im selben Masse, wie Männer die Öffentlichkeit, Wirtschaft, Politik und Kirche dominieren, fehlen sie in privaten und sozialen Feldern. Der Familien-, Erziehungs- und Beziehungsbereich ist meist Frauensache. Aufwachsende Knaben und Mädchen verinnerlichen den Familienalltag als «Reich» der Frauen, die Aussen-

welt als Schauplatz der Männer. Entsprechend lernen Mädchen, «weiche» Eigenschaften wie Sensibilität, Du-Bezogenheit, Fürsorglichkeit als weiblich zu übernehmen – Buben verknüpfen Härte, Distanziertheit und Coolness mit erstrebenswerter Männlichkeit.

Bis zur Jahrtausendwende revidierte die Frauenbewegung erfolgreich die Geschlechterrollen. Doch die Aufbrüche der Frauen wurden gebremst durch Männer, die um den Verlust ihrer Privilegien fürchten. Bis heute können sie sich nicht vorstellen, dass die eigene Emanzipation ihnen Lebensqualität brächte. Männer leben nachweislich ungesünder und durchschnittlich weniger lang als Frauen. Drei Viertel derjenigen, die Suizid machen, sind männlich. Was sind die Gründe, dass die meisten Gewalttaten Männerdelikte sind? ■

* Die Inhalte dieses Dossiers stammen aus der Bildungsbroschüre «Perspe@tive 7» der Union der Christlichsozialen Schweiz (UCS). Mitgearbeitet haben Thomas Wallimann-Sasaki vom KAB-Sozialinstitut und Bruno Weber vom Bildungsinstitut für Arbeitnehmende (ARC). «Perspe@tive 7» kann für Fr. 4.80 bestellt werden unter: info@ucs-ch.org oder Tel: 071 855 19 47.

Emanzipation bedeutet Befreiung aus Abhängigkeiten sowie ungehinderte Entfaltung von Frauen und Männern. Sie sollen nicht «gleich gemacht» werden, sondern frei von Zwängen und mit gleichen Chancen ihr Leben verwirklichen können.

Geschlechterrollen statt Lebensqualität

Wir werden als Frauen und Männer stärker durch einseitige Rollenbilder geprägt, als uns bewusst ist. Sie hindern uns an einem ganzheitlichen Menschsein.

Personalitätsprinzip

Aus einem christlichen Verständnis heraus sollen sich Frauen und Männer frei von Rollenbildern entfalten, um «ganze» Menschen werden zu können. Das Personalitätsprinzip verlangt, diskriminierende Geschlechternormen abzubauen.

Bilder machen Frauen!

Früher gehorchten Frauen strengen Kleidervorschriften; eine eigene Sexualität wurde ihnen aberkannt. Heute wird weibliche Schönheit sexualisiert und bis zum Exzess zur Schau gestellt. Was bedeutet diese Kehrtwende in einer Zeit, als die Frau eine gesellschaftliche Stimme erhielt? Der Schluss liegt nahe, dass ihre Rolle als unsichtbare Zudienerin mit der eines «blossgestellten» Dekorationsobjekts ausgetauscht wurde. Im Korsett einer Aussehensnorm zu gefallen, dies ergänzt die alte Pflicht, bedingungslos zur Verfügung zu stehen. Damit wird die Selbstverwirklichung heutiger Frauen erschwert. Und sie werden als Mitgestalterinnen der Gesellschaft nicht ernst genommen. Dazu kommt, dass viele Gewalttäter durch solche Frauenbilder angetrieben sind.

URTEILEN: Ein authentischer Mann steht mutig zu seinen Unsicherheiten, ist warmherzig, zuverlässig und tatkräftig. Er hört auf andere, ohne sich ihrer Zustimmung zu unterwerfen.

Mythos falscher Männlichkeit

Heranwachsenden Männern fehlt zu oft ein anwesender, emotional zugänglicher Vater, mit dem sie sich identifizieren könnten. Stattdessen «trainieren» sie Beziehungsfähigkeiten *ab* für einen Mythos, nach dem Mann alles können muss, einsam und schmerzunempfindlich kämpft und möglichst oft Sex hat. Aber durch die Errungenschaften der Emanzipation schwanken Männer

Die Sozialprinzipien

Weil Menschen Gemeinschaftswesen sind, reichen individual-ethische Gesichtspunkte nicht aus, um unser Zusammenleben zu regeln. Die christliche Ethik kennt fünf Sozialprinzipien, die aber nicht einzeln und isoliert, sondern nur im ausgewogenen *Zusammenhang* zu guten Schlüssen führen.

Das **Personalitätsprinzip**: Jeder Mensch ist mit unverlierbarer und unantastbarer Würde und Unversehrtheit zu achten.

Das **Gemeinwohlprinzip** fordert, das menschliche Zusammenleben so zu ordnen, dass es sich zum Vorteil *aller* entwickeln kann. Niemand soll übermässig begünstigt oder belastet werden.

Das **Solidaritätsprinzip** meint Unterstützung für Benachteiligte und Menschen in Not, die einem nicht selbst etwas bringt, sondern aus Gerechtigkeits- und Ausgleichssinn geleistet wird.

Das **Subsidiaritätsprinzip** verlangt, dass die grösseren Sozialgebilde im Dienste der kleineren zu stehen haben. Die übergeordnete Ebene – etwa der Staat – soll nicht Aufgaben an sich reissen, welche die untergeordnete Instanz – Kanton, Gemeinde, die Familie – selber besser erfüllen kann. Es soll jedoch Hilfe zur Selbsthilfe geleistet werden.

Das **Nachhaltigkeitsprinzip**: Die Entwicklung von heute – vom Naturverbrauch her, aber auch wirtschaftlich und gesellschaftlich – soll die Grundlagen und Möglichkeiten späterer Generationen nicht gefährden.

Bei den in diesem Dossier behandelten Aspekten zur Emanzipation stehen drei der fünf Prinzipien im Zentrum.

zwischen Anstreben und Ablehnen des traditionellen Männerbildes. Ihre Identitätskrise zeigt sich in einer verminderten sozialen Wahrnehmung und Kommunikation. Sie wird mit Machogehabe überspielt, mit Süchten kompensiert oder gewalttätig ausagiert.

Gleichwertig in Verschiedenheit

Die alte Diskussion, ob Frauen und Männer mehr durch ihre *Veranlagung* oder ihre *Sozialisierung* geprägt werden, bringt uns nicht weiter. Menschen sind *mit* ihrer naturgegebenen Verschiedenheit zu fördern. Ihr Wert soll weder vom Geschlecht noch von ihren Talenten abhängig gemacht werden.

Dazu muss die Geringschätzung «nicht rentierender» Lebensbereiche ebenso wie die Überbewertung von Beruf, Geld und Macht aufgehoben werden. Aber das Hausfrausein als «heile Welt» zu glorifizieren ist ebenso rückwärtsgewandt, wie Berufstätige als Rabenmütter anzugreifen. Allerdings werden durch die Ökonomisierung der Gesellschaft zurzeit viele emanzipatorische Fortschritte zurückbuchstabiert. Während Frauen materiell immer noch weniger erreichen, haben Männer ein Defizit an immateriellen Werten wie Lebensqualität, Zufriedenheit, Beziehungskompetenzen. Engagieren sich Männer in der Familienarbeit, so erwerben sie dort neue Fähigkeiten und bringen *ihre* Qualitäten ein. Gleichzeitig ermöglichen sie Frauen, *ihre* menschlichen Stärken in die Öffentlichkeit zu tragen.

Gemeinwohlprinzip

Die Gesellschaft ist so zu gestalten, dass sie sich nicht zum einseitigen Nutzen der Einen und zum Schaden der Anderen entwickelt. Ausgrenzung, Armut und Gewalt haben nicht nur mit der Herkunft zu tun, sondern ebenso mit unterdrücktem Potenzial und einseitiger gesellschaftlicher Prägung. Das Gemeinwohlprinzip hilft den Menschen, Lasten und Nutzen gerecht zu verteilen.

«Work-Life»-Trennung überwinden

Die Trennung in die ausserhäusliche Produktionsarbeit der Männer und in den unbezahlten Haushalts- und Kinderbetreuungsbereich der Frauen erfolgte anfangs des 19. Jahrhunderts: mit der Entwicklung von der agrarischen zur industriellen Gesellschaft. Die Familie wird seither als Ort der Erholung hochstilisiert. Dass hier sehr viel Arbeit geleistet wird, blendet man aus. Erfahrungen mit sozialen Berufen zeigen zwar: Ursprüngliche Frauendomänen gewinnen an Prestige, wenn Männer darin tätig werden. Da in unserer Gesellschaft aber vor allem zählt, was Geld einbringt, führt vermutlich nur eine Umverteilung der bezahlten Arbeit zur Aufwertung der Familienarbeit. Männer tun diesen Job nicht freiwillig, so lange er gering geschätzt ist und ins berufliche Abseits führt. Weil Frauen immer noch vorwiegend in schlechter bezahlten Branchen sind, behindern zusätzlich ökonomische Gründe eine andere Arbeitsteilung. Nur gut bezahlte Stellen auch für Mütter garantieren ein ausreichendes Familieneinkommen mit zwei Teilzeitpensen.

Angelpunkt der Emanzipation

Aus dem Gemeinwohlprinzip wird deutlich, dass es Eltern an öffentlicher Unterstützung, an attraktiven Teilzeitstellen und externen Kinderbetreuungsplätzen fehlt. Die Vereinbarkeit Beruf-Familie-Schule bleibt ein Dreieck. Und unser Sozialversicherungssystem benachteiligt Teilzeit Arbeitende. Die Aufteilung zwischen Familienarbeit und Gelderwerb ist das entscheidende Nadelöhr der Gleichstellung. Dieser Grundkonflikt erschwert es nicht nur vielen Menschen, ganzheitlich zu denken und zufriedener zu leben – er «nährt» auch gesellschaftliche Fehlentwicklungen.

Neuaufteilung der Familienarbeit dient allen

So gibt es in der Schweiz zwar eine ungebrochene Heiratsfreude, aber die Trauung wird mit der Kinderfrage hinausgeschoben. Ganz anders in Frankreich: Da ist nicht nur das Betreuungssystem gut ausgebaut und erschwinglich, sondern es gilt auch als normal, dass Kinder ausserhäuslich betreut werden. Die Frauen bleiben nach der Familiengründung erwerbstätig und haben im europäischen Vergleich am meisten Nachwuchs. Der Europäische Rat hat darauf hingewiesen, dass eine Politik der Geschlechtergleichstellung mit guter Vereinbarkeit von Berufs- und Privatleben nötig sei, um die Geburtenraten zu erhöhen. Dies ist mehr als nur ein Solidaritätsaufruf, wie ein Blick auf die hohe Scheidungsquote und die Gewaltstatistik zeigt.

Fundament globaler Chancengleichheit

Weltweit präsentiert sich die Geschlechtersituation zwar sehr unterschiedlich. Doch wie ein roter Faden setzt sich in vielen – vor allem auch ärmeren – Regionen eine Erkenntnis durch: Langfristig wird eine gute Entwicklung nur mit der Ausbildung und Un-

terstützung der Frauen erreicht. Die Chancengleichheit zwischen Frau und Mann gehört zur Basis jeder demokratischen Ordnung.

Subsidiaritätsprinzip

Was Einzelne oder Gruppen aus eigener Initiative und Kraft leisten und lösen können, soll ihnen die übergeordnete Gemeinschaft nicht entziehen. Sie soll ihnen zwar Hilfestellung geben, aber ansonsten sich derjenigen Aufgaben annehmen, welche die kleineren «Instanzen» überfordern würden. Das Subsidiaritätsprinzip hilft im Emanzipationsprozess, Freiheit zu sichern und Macht zu verteilen.

Schule ist nie geschlechtsneutral

Seit Mitte des letzten Jahrhunderts gibt der *gemeinsame* Unterricht Mädchen grundsätzlich dieselbe Bildungs-Chance wie Buben. Es zeigte sich aber, dass geschlechtsspezifische Neigungen und Lernunterschiede weiterbestehen. Mädchen entwickeln nach wie vor weniger Selbstvertrauen und bauen oft eine grosse Distanz zu naturwissenschaftlich-technischen Fächern auf. Buben erfahren durch ihr Rollenverhalten mehr (positive wie negative) Aufmerksamkeit. Von den Lehrpersonen und Inhalten her fehlen ihnen in der Volksschule jedoch Identifikationsmöglichkeiten. Schulkonzepte sind darum zu hinterfragen: Wie können geschlechtsspezifische Bedürfnisse mehr berücksichtigt werden?

Den authentischen Mann fördern

Die Vorherrschaft von Männern ist auf einen kleinen Kreis beschränkt. Dieser lebt seine privilegierte Stellung nicht nur auf Kosten von Frauen aus, sondern auch zum Schaden der meisten Geschlechtsgenossen. Männer sollten den krank machenden Zwang überwinden, ihr Leben dem Job und Erfolg zu unterwerfen. Auch sie möchten ihren Alltag gemäss Intellekt *und* Gefühl zufriedener leben. Echte Männerpower hat es nicht nötig, «eine Show abzuziehen» und die wirklichen Gefühle zu unterdrücken. Ein authentischer statt «perfekter» Mann ruht in seiner inneren Stärke – statt hektisch diesen Eindruck zu erwecken. Er steht mutig zu seinen Unsicherheiten und Schwächen, ist warmherzig, zuverlässig und tatkräftig. Er hört auf andere, unterwirft sich aber nicht ihrer Zustimmung. Er ist durch eigene Überzeugungen motiviert.

Not-wendig ist die Männerbewegung

Letztlich geht es darum, eine neue Partnerschaftlichkeit und Solidarität von Frauen *und Männern* zu erarbeiten. Die Emanzipation – verstanden als weitergehende Befreiung von Menschen aus vielfältigen Abhängigkeiten und Zwängen – wird nur durch die Dynamik einer starken Männerbewegung weitere Fortschritte machen. Dazu braucht es subsidiär Medien, Politik, Wirtschaft und Kirche, die mit gutem Beispiel vorangehen und Rahmenbedingungen verbessern. In der EU läuft bis 2013 das «Gender Mainstreaming»-Programm zur Chancengleichheit von Mann und Frau als Teil einer «nachhaltigen» Gesellschaftsentwicklung. ■

Neue Vielfältigkeit erlernen

Unsere sozioethische Betrachtung führt zu sechs Ansätzen, die zu einem erfüllteren Leben beider Geschlechter beitragen.



Bild:
Matthias Rabbe

unsere Kindern zu einer ausgewogeneren Geschlechteridentität verhilft.

Versuchen wir Männer und Frauen, eine neue Vielfältigkeit zu leben zwischen Kopf und Bauch, Sich-einbinden-Lassen und Autonomie, zwischen nötiger Härte und stimmiger Einfühlung,

HANDELN: Versuchen wir neue Vielfältigkeit zu leben zwischen Kopf und Bauch, Sich-einbinden-Lassen und Autonomie, zwischen nötiger Härte und stimmiger Einfühlung.

Das Problem vorurteilslos *sehen* und ganzheitlich *beurteilen* ist gut – etwas zu seiner Lösung tun ist besser. Welche *Handels*-schritte führen also – unter Beachtung der Leitlinien einer christlichen Sozialethik – emanzipatorisch in eine bessere Zukunft?

Mit dem persönlichen Emanzipationsbeitrag in der Partnerschaft brillieren.

Machen wir uns lebenshinderliche Werthaltungen und Normen bewusst. Lernen wir einen «ganzheitlicheren Alltag» zu leben, in dem Beruf, Familie und Partnerschaft den nötigen Platz finden. Entwickeln wir ein gesundes Selbstbewusstsein, welches auch

zwischen Starksein und Loslassen. Nutzen wir Persönlichkeit bildende Möglichkeiten: in Selbst- oder Körpererfahrungskursen, in Gesprächs- oder Kreativgruppen. Frau kann ebenso in einer politischen Aktion gesellschaftswirksam «aufblühen», wie Mann in einem Haushalts- und Kinderbetreuungskurs über sich hinauswächst. Er hört auf, vor Beziehungskonflikten wegzurennen, und lernt, nicht nur mit Sport oder Sex Entspannung zu finden. Sogar im Waschen, Putzen, in der Gesundheits- und Beziehungsnetzpflege entdecken Paare neue partnerschaftliche Ansätze. Sie befreien sich vom Prestigedenken und gelangen auf einen Weg zu mehr Lebensqualität.

Durch eine konsequente Politik der Chancengleichheit punkten.

Wo sind PolitikerInnen, welche dafür sorgen, dass Gleichheitsartikel Praxis werden? Gemeinwohlverdient machen sich Arbeitnehmerinnen, die gegen Lohndiskriminierung klagen. Ebenso Arbeitgebende, die Transparenz bei ihren Löhnen herstellen, damit Lohnungleichheit besser durchsetzbar wird. Das europäische Konzept will bei allen Politvorhaben sicherstellen, dass sie die Chancengleichheit fördern. Frauen und Männer müssen mit ihren unterschiedlichen Erfahrungen und Einstellungen gleichermaßen am politischen Prozess beteiligt werden. Gleichstellungsbüros sind keinesfalls abzuschaffen. Sie sollen ihren Akzent noch mehr auf die Unterstützung *beider* Geschlechter legen. Die «Früchte» einer konsequenten Gleichstellungspolitik lassen sich nach zwei Jahrzehnten sehen, wie das Beispiel skandinavischer Länder zeigt: Der Schulerfolg der Geschlechter und ihre Quote in der Politik ist ausgewogen. In Schweden nehmen mehr als ein Fünftel der Männer Erziehungsjahre und ermöglichen ihren Frauen die Berufskarriere. In Dänemark gleicht sich die Hausarbeitsverteilung an. Tonangebendes Forum für den Geschlechterdialog werden: Das wäre ein Auflagen steigerndes Ziel für Medien! Vermutlich muss der behördliche PR-Apparat mit einer längeren Kampagne nachhelfen, in der er den staatspolitischen Gewinn einer konstruktiveren Lebenseinstellung zu Arbeit und Familie veranschaulicht. Und weil Kirchen ja Menschlichkeit verbreiten wollen, werden sie in ihren Urtexten genügend Gründe finden, um Frauen in Leitungsämter zu berufen.

Berufs- und Familienglück gewinnbringend verbinden.

Der Schweizerische Arbeitgeberverband bezeichnete es als wünschenswert, dass mehr Väter Kinder betreuen. So fordern wir UnternehmerInnen auf, dafür zu sorgen, dass sich die Berufs- mit der Familienarbeit besser vereinbaren lässt: Etwa durch Aufbau von Kinderkrippen, guten Teilzeitstellen für Frauen und Männer, oder durch Einführung des Elternurlaubs. Firmenleitungen sollen es dem Eidgenössischen Volkswirtschaftsdepartement gleichtun: Es versprach anfangs 2007, bei allen Stellenausschreibungen auf die Möglichkeit von Teilzeitarbeit und Jobsharing hinzuweisen. Angestellte können Aufgaben auch zu Hause verrichten (Telearbeit), wenn ihre Büropräsenz nicht zwingend ist. Eine Unternehmensphilosophie, welche die Alltagssorgen der Leute ernst nimmt, muss gelebter Standard werden. Studien belegen, dass sie den Geschäftserfolg vergrößert. So getrauen sich Männer eher, zu ihrem Teil der Familienarbeit zu stehen und Teilzeitstellen nachzufragen. Es macht auch Sinn, wenn Gewerkschaften mehr attraktive Teilzeitstellen fordern und die Zunahme von Jobs auf Abruf und der Temporärarbeit kritisieren. Institutionen wie die Fachstelle UND (siehe Kasten) bieten Instrumente an, um ausserberuflich erworbene Fähigkeiten in der Personalauswahl zu erfassen. Und wieso sollen Mitarbeitende soziale Kompetenz im «Out-Door-Training» erwerben, wenn sie günstiger durch Anerkennung von Familienarbeit zu haben ist?

Durch Fördern von Familienarbeitsteilung an der Zukunft bauen.

Die Schweiz kann ein starkes Signal setzen, indem sie Familienarbeit im Bruttosozialprodukt aufführt. Gleichstellungsfreude kommt auf, wenn künftig Haushaltsführung und Kinderbetreuung als eine der Erwerbsarbeit gleichwertige Leistung in den Sozial-

versicherungen berücksichtigt werden.

«Auf die Sprünge zu helfen» ist einem flächendeckenden Krippenangebot mit attraktiven Preisen für tiefe und mittlere Einkommen. Dringlich einzuführen sind *mehr* Subventionen für familienexterne Kinderbetreuungen. Auch mit Beiträgen an Tageseltern sollen Eltern unterstützt werden.

Den Mädchen und Buben zu schulischen Erfolgserlebnissen verhelfen.

Blockzeiten machen die Stundenpläne der Kinder vereinbar mit der elterlichen Berufs- und Familienarbeit. Doch sie wollen sorgfältig geplant sein, sonst verschärfen sie die Belastungssituation von Schulen. Weitere familienfreundliche Ausgestaltungen wie Mittagstische, Aufgabenhilfen oder Tagesschulen bedürfen zusätzlicher Mittel. Sie helfen als «präventive Sozialkosten» die Staatsquote letztlich senken. Dringlich ist es, eine Pädagogik zu entwickeln, die geschlechtsspezifische Wechselbeziehungen stärker einbezieht und die Mädchen und Buben besser abholt. Ergänzende geschlechtsgetrennte Lern- und Erfahrungsangebote sind zu prüfen. Auch Freizeitverbände und private Bildungsinstitutionen sind emanzipatorisch herausgefordert. Sie könnten ihre Innovationskraft zum Beispiel in einem Ideenwettbewerb zeigen: Wie sind Beziehungen und Konflikte mit Buben thematisierbar – und was überzeugt Mädchen, Selbstverteidigung zu üben?

Mit Gleichstellungshilfe Armut überwinden helfen.

Die gezielte Entwicklungshilfe an Frauen und Familien verdient breite Unterstützung. Machen wir uns stark für solch lohnende Zukunftsinvestitionen, um gesellschaftliche Solidarität, wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökologische Verantwortung international ins Gleichgewicht zu bringen! ■

WeltWeit wird in der nächsten Ausgabe speziell die Stellung der Frau in den Kirchen thematisieren.

Ansprechpartner für Gleichstellungsfragen:

Eidgenössische Kommission für Frauenfragen in Bern, Tel: 031 322 92 75, www.frauenkommission.ch
Eidg. Büro für die Gleichstellung von Frau und Mann in Bern, Tel: 031 322 68 43, www.equality-office.ch
Gleichstellungsbüros und -Fachstellen: www.equality.ch
Fachstellen für Männer- und Bubenarbeit: Mannebüro Züri, Tel: 044 242 08 88, www.mannebuero.ch – Mannebüro Luzern, Tel: 041 361 20 30, www.manne.ch
Fachstelle UND – Familien- und Erwerbsarbeit für Männer und Frauen in Basel, Luzern, Bern und Zürich: Tel: 044 462 71 23, www.und-online.ch
Beratungsfirma für Unternehmen zur Vereinbarkeit Beruf-Familie: Familienmanagement GmbH in Zug, Tel: 041 740 68 28, www.familienmanagement.ch

Was uns der Fünfliber lehrt

1	2	3	4	5		6	7		8	9		10	11	12		13	14
15						16						17				18	
19				20		21			22		23				24		
		25				26		27	28		29				30		31
	32				33			34		35				36			
				37			38				39			40			
41		42	43					44				45					
46						47	48		49			50		51			
52				53								54	55				
56				57				58	59			60					
61			62				63					64			65	66	
	67	68		69		70				71				72			73
74					75						76		77				
78				79						80					81		
82							83				84					85	

Befehlsform **80** lat. umgekehrt ... versa **81** Pass- und Tunnelort an der Furka, ohne die letzten Mitlaute **82**forst, Ort im Rheintal SG **83** Pfad, kleine Strasse **84** Tierfuss, davor der zugeh. Artikel mit erstem Bstb. **85** ital. ja

Senkrecht

1 ungefähr **2** v.u. Vorname einer Bundesrätin mit Anfang, Mitte, Ende **3** Abk für Nickel **4** v.u. Zentrum **5** Geschichte ital, die erste Hälfte **6** mit 11 (Endung gekürzt) und 14 (zwei Vokale ein Feld): ugs für eine Neuausgabe **7** Zuggattung tagübergreifend **8** Reise mit einem öffentl. Verkehrsmittel **9** Einrichtung für eine Gewässersäuberung Abk **10** Einteilung ohne Endsilbe **11** siehe 6 **12** Stunde ital Mz **13** Bezeichnung für den Schweizer, Doppelkonsonant 1 Bstb **14** siehe 6 **21** der Fünfräppler gehört auch dazu **23** Initialen des Berner Bundesrates, gest 1985 **24** nacheinander: Nichtfachmann und erste Silbe russischer Waldgürtel **25** oben angeführt Abk **28** Ort mit PLZ 4714, zu Beginn Umlaut 1 Feld, dann vierter, achter und neunter Buchstabe **31** wässrige Südfrucht Mz, Beginn am Schluss hingesetzt **32** bekannteste Edelmünze CH **33** Juraübergang, 827 m, C. de

Pertuis **35** Ort am Luganersee mit Dom, 3 Worte, das dritte nur mit Anfangsbstb **36** nacheinander: Pass SG-GR und die Stadt am Rheinknie frz., beide ohne Ende **39** Abhang ohne Ende **41** islam. Gebäude in Mekka **42** span. Ausruf gedehnt **43** Heilbad nur Anfang und Ende **47** ital Ort am Südfuss des Matterhorns, die zweite Hälfte **48** v.u. herbstl Anlass zur Traubenernte **50** Vorname m, Gedenktag 28.9. **55** gefror. Tau ohne Ende **58** Batzen, Gulden, Heller usw. Ez **59** das heisst lat. Abk **62** Augendeckel **64** kalt frz **65** Speise wie Backzutat Mz **66** Meer zwischen Suezkanal und Golf von Aden **68** Vorhaben **69** Zitterpappel **70** ja engl **73** v.u. Kartenspiel **74** ...weg, nur für Fussgänger **75** innerer Kirchenteil, ch ein Bstb **77** unveränd. Teil für Witwe und Witwer, frz, m wie w

Die Buchstaben in den gelbern Feldern ergeben die beiden Lösungssätze in der Original- wie in unserer Muttersprache.

AUFLÖSUNG DES RÄTSELS IM HEFT 6/11

1 Initiale **2** Jesenice **3** Innerhoder **4** Irene, Hirsch **5** Instrument **6** Isleten, Juf **7** Impromptu **8** Justiz, Iglu

Lösungssatz: Freut euch im Herrn zu **jeder Zeit**

Waagrecht

1 v.r. Mähwerkzeug wie Zufluss zur Saane **6** Westschweizer Kanton Abk **8** Papiergeld Mz **15** Stufe **16** Einlegearbeit ohne Endsilbe **17** poethisch: König der Lüfte **18** Spiel frz, zwei Vokale in einem Feld **19** Wochenende engl., nur Anfang und Ende **20** nacheinander: zwei Gewichtseinheiten Abk **22** vom Fünfer bis zum Fünfliber **25** Kosenamen für Grossmutter, Anfang und Ende **26** v.r. ital. Stadt am Vesuv, die beiden aneinander folgenden Vokale 1 Feld **29** eine Farbe ohne Endung **30** Alter frz **32** Ort zwischen Visp und Leuk VS **34** Helikopterteil mit Anfang, Mitte, Ende **36** Schiffsteil wie deutsche Landeshauptstadt **37** zwei röm **38** v.r. Sternbild im Wesfall **40** nacheinander: Stadtteil und Park in Tokio **41** Fliegerstadt ZH **44** Unfallversicherungsanstalt Abk **45** Vorname män **46** nacheinander: König der Lüfte und nicht schlecht **49** poliz. Fahndung ohne Mitte **51** Zahlstelle wie Geldbehälter, Doppelkonsonant 1 Feld **52** Refrain-Beginn des Lourdeslied **53** Nahrungsmittel **54** Ort an der Hultfegg SG **56** Ort und Berg am Luganersee **57** nacheinander: Unterarmknochen und ital. meine **60** v.r. dem Wind abgekehrte Seite **61** erster Umlaut **63** Wilhelm Tell auf dieser Münze abgebildet **67** nacheinander: Abk für Nordpol und Internet Explorer **70** lat. ausführlich, vollständig, die ersten drei Buchstaben **71** das älteste Gebet der Bibel mit Anfang, halber Teil der Mitte und Ende **72** v.r. eiweiss- und fetth. Pflanze **74** Notengeld Mz **76** v.r.: Passo dello ... 2757 m in Italien **78** Piz im Albulatal GR 3339 m **79** setzen,



Bild: Prajuab Manklang, visipix.dynalias.com

Unter dieser Rubrik erklärt WeltWeit einen «merkens-würdigen» entwicklungspolitischen Begriff oder beantwortet eine spannende Frage aus dem Entwicklungszusammenhang.

In dieser Ausgabe tut dies Caroline Morel. Sie ist seit 2002 Geschäftsleiterin von SWISSAID, der Schweizerischen Stiftung für Entwicklungszusammenarbeit. Sie studierte Ethnologie und hat einen Nachdiplomsabschluss in Entwicklungszusammenarbeit (NADEL ETH Zürich). Caroline Morel ist zudem Präsidentin von Alliance Sud und Mitglied der beratenden Kommission für internationale Zusammenarbeit.

Wenn Sie als Lesende(r) einen Begriff behandelt haben möchten oder falls Sie eine Frage beschäftigt, so schreiben Sie an die Redaktion: at.buehlmann@bluewin.ch



Caroline Morel

Ist «Green Economy» die Lösung?

CAROLINE MOREL

Eine «grüne Wirtschaft» soll es richten. Sie soll Antworten liefern auf die multiple Krise, die seit spätestens 2008 nicht mehr zu übersehen ist. Klimawandel, Nahrungsmittelkrise, Peak-Oil, Finanz- und Wirtschaftskrise: die Industriegesellschaft ist in ihren Grundfesten erschüttert. Die Auswirkungen dieser Krisen treffen jedoch nicht nur die Verursacher, sondern den gesamten Planeten. In Anlehnung an den von Franklin D. Roosevelt 1932 angekündigten «New Deal» zur Überwindung der grossen Depression in den USA war zunächst von einem «Green New Deal» die Rede. Prominent aufgenommen wurde der von der Zivilgesellschaft eingebrachte Vorschlag vom UNO-Programm für Umwelt (UNEP). Klimaschutz, die Endlichkeit der natürlichen Ressourcen, der Kampf gegen die Armut, die Schaffung von neuen Arbeitsplätzen sowie die Energie- und Nahrungsmittelversorgung einer wachsenden Weltbevölkerung sollten in den nationalen Konjunkturprogrammen berücksichtigt werden. Doch zeigte sich rasch, dass die staatlichen Investitionen meistens dem Primat der Wirtschaftsförderung und nicht der Umweltfreundlichkeit folgten. Die deutsche «Abwrackprämie» ist das prominenteste Beispiel dafür. Da sich mittlerweile kaum noch eine Regierung Konjunkturprogramme leisten kann, hat sich der wirtschaftspolitisch neutralere Begriff der «Green Economy» durchgesetzt. Ein gemeinsames Verständnis über Definition und Ausgestaltung liegt jedoch nicht vor. Übereinstimmung besteht darin, dass im Übergang zu neuen und grünen Technologien Arbeitsplätze geschaffen werden und der Fortbestand des Wirtschaftswachstums trotz beschränkter Ressourcen gesichert werden soll.

Auch soziale Gerechtigkeit!

Im Vorfeld der UNO-Konferenz für nachhaltige Entwicklung «Rio+20», die im Juni 2012 in Rio de Janeiro stattfindet, steht die «grüne Wirtschaft» im Zentrum der Debatten. Während die Schweiz die Initiative begrüsst, sind die meisten Entwicklungs-

und Schwellenländer skeptisch. Sie befürchten einen neuen Protektionismus der Industrieländer und fordern ihr Recht auf Entwicklung ein.

Zivilgesellschaftliche Organisationen warnen, dass mit dem Fokus auf eine «Green Economy» bereits 1992 in Rio verhandelte Ziele für eine Nachhaltigkeit verwässert werden. Während das Konzept der «nachhaltigen Entwicklung» die drei Bereiche Wirtschaft, soziale Gerechtigkeit und Umwelt umfasst, droht bei der «grünen Wirtschaft» die soziale Gerechtigkeit ausgeblendet zu werden. Auch in der Schweizer Position zu «Rio+20» spielen beispielsweise die Gleichberechtigung der Geschlechter, Armutsbekämpfung oder faire Arbeitsbedingungen eine eher untergeordnete Rolle. Auf wirtschaftliches Wachstum hingegen wird sehr wohl Wert gelegt.

Die Antwort auf die vielfältigen globalen Herausforderungen hat mit «Green Economy» begonnen, doch muss sie sich weiter entwickeln. Es zeigt sich nämlich, dass ein «Weiter wie bisher» keine Lösung ist. Es braucht eine grundlegende Neuausrichtung. Mit ökologischen Technologien und Effizienzsteigerung allein werden die Millionen von hungernden Menschen nicht ernährt. Auch Effizienzsteigerungen können zu einem höheren Ressourcenverbrauch führen, wenn der Konsum nicht sinkt, wie die aktuellen Zahlen belegen. Das Wachstumsparadigma – auch bei «Green Economy» – ist nicht nachhaltig: Wenn der bisherige Verbrauch an natürlichen Ressourcen anhält, würde der Mensch bis zum Jahr 2035 theoretisch eine zusätzliche Erde brauchen.

Industrieländer stehen in der Verantwortung

Es geht bei der zukünftigen globalen Entwicklung um die Frage nach der gerechten Verteilung. Die Industrieländer müssen die Verantwortung für die Klimakosten ihrer industriellen Entwicklung wahrnehmen und mehr als Schwellenländer für den Klimaschutz leisten. Die Entwicklungsländer brauchen Unterstützung für ihre nachhaltige Entwicklung. Neben den erneuerbaren Energien, ökologischen Technologien sowie Effizienzsteigerungen werden auch Veränderungen des Konsumverhaltens in Industrieländern notwendig (zum Beispiel weniger Fleischkonsum). Und es braucht Preise, welche die Umweltkosten mitrechnen (Produktions-, Verschmutzungs- und Transportkosten).

Wir brauchen Lösungen für eine gerechte Entwicklung, die im wahrsten Sinne des Wortes nachhaltig sind. «Green Economy» gibt ein paar gute Anregungen dazu, doch reicht sie bei weitem nicht aus. ■



Serie: Herausgeber-Gemeinschaften von WeltWeit nahe gebracht

Eine bessere Welt für die Jugend

Die Salesianer Don Boscos fühlen sich zur Unterstützung junger Menschen berufen.



Die Gemeinschaft der Salesianer Don Boscos in Beromünster nach dem Gespräch mit dem WeltWeit-Redaktor: (von links:) P. Bruno Oegerli, P. Josef Knupp und P. Toni Rogger. (Bild: Theo Bühlmann)

THEO BÜHLMANN

Erstaunliches begegnete mir bei dieser Reportage: Wie schafft es die kleine Gemeinschaft in Beromünster, beinahe sieben Millionen Franken im Jahr (2010) zusammenzubringen und damit 95 Aufbau- und Nothilfe-Projekte am Laufen zu halten? «Wir machen, was *möglich* ist», sagte P. Toni Rogger auf meine Frage, «da ist ein *Anderer*, der mithilft, dass es geht». Gestaut habe ich auch darüber, dass die Salesianer Don Boscos mit 16 000 Mitgliedern in 2000 Niederlassungen die zweit-

grösste katholische Ordensgemeinschaft sind. Zusammen mit 150 000 MitarbeiterInnen erreichen sie in 132 Ländern und Pfarreien rund 15 Millionen Menschen. Doch ich möchte alles schön der Reihe nach erzählen:

Jugend- und Gemeindeseelsorge

Wie überall auf der Welt bringen auch die drei Salesianer Don Boscos im luzernischen Beromünster der Jugend Zukunftsperspektiven. Dieses Ziel wird unterschiedlich angestrebt. P. Toni Rogger tut es wie schon angetönt mit «seiner» *weltweiten* Jugendhilfe. Sein Mitbruder P. Bruno Oegerli arbeitet seit zehn Jahren als Vikar in der Pfarrei Beromünster. Wie ein roter Faden zieht sich die Jugendarbeit durch seine Biografie: Die Freude als Jungwachtmeister auch während seiner Elektriker-Lehre ermutigte ihn, sich zum Religionslehrer ausbilden zu lassen. Seine Diplomarbeit über Don Bosco führte ihn dann zu den Salesianern, seine Erzieher- und Lehrertätigkeit zum Studium der Theologie. Heute übernimmt Pater Oegerli in Beromünster priesterliche Dienste von der Taufe bis zur Beerdigung und nimmt auch Pfarreileitungsaufgaben wahr. Und er kennt fast alle Kinder im Dorf, nicht nur vom Religionsunterricht, sondern ebenso durch

die Erstkommunion- und Firmvorbereitung. «Auch als 56-Jähriger machen die Schüler keinen Bogen um mich», bemerkt er mit strahlenden Augen.

Der Dritte im Bunde ist P. Josef Knupp. Er ist zu 50 Prozent mitarbeitender Priester in Hitzkirch (LU) und Präses des Luzerner Sakristanenverbandes. 2009 war Pater Knupp, der nebst Theologie auch Sozialarbeit studierte und bei den Salesianern im oberbayerischen Benediktbeuern Dozent für Liturgiewissenschaft und Hochschuleseelsorger war, in seine «alte Luzerner Heimat» zurückgekehrt. Seither leitet er als «Direktor» den Betrieb in Be-



Jugendliche malen ein Strassenbild des Gründungsvaters Don Giovanni Bosco. (Bilder: SDB)

romünster und ist hauptverantwortlich für die Gemeinschaft. In einem gegen *aussen* so aktiven Orden und einer Situation, die jedem alles abverlangt, fällt das Aufrechterhalten eines Gemeinschaftslebens nicht leicht. «Aber für uns ist es wichtig und wertvoll», erklärt P. Josef Knupp. «Es ist uns ein Anliegen, wann immer möglich zusammen zu essen. Wir brauchen einander auch zum persönlichen Austausch, und zum Gebet: zur Laudes am Morgen, zur Eucharistiefeier, auch am Abend zur Vesper. Und speziell der Sonntagabend gehört uns.»

Internat: noch bis Sommer

Seit 1959 unterhalten die Salesianer Don Boscos in Beromünster ihre einzige Deutschschweizer Niederlassung. Sie starteten in einem umgebauten Schulhaus als Internat mit 25 Buben. Sehr schnell wurde der Platz knapp, man erwarb Boden und baute auf der Anhöhe ein neues Heim und Schulhaus. Dem wachsenden Internatsbetrieb, zu dem in den Siebziger- und Achtzigerjahren über 100 Schüler gehörten, kam der Beschluss des Luzerner Grossen Rates zugute, die kantonale Mittelschule Beromünster zur Maturitätsschule auszubauen. Das «Don Bosco» wurde nicht nur für seine Schulbegleitung, sondern auch für die menschlichen und spirituellen Bildungsqualitäten geschätzt. Allerdings ging die Belegung in den vergangenen Jahren rapide zurück. Deshalb sieht sich das Internat, welches 2007 einer privaten Stiftung übergeben wurde, gezwungen, im kommenden Sommer zu schliessen.

Die Salesianer Don Boscos aber bleiben in Beromünster. Die Kantonsschule mietet in der grosszügigen Anlage weiterhin Unterrichtsräume für ihre drei ersten Klassen. Diese Schüler lassen sich in der Mittagszeit von der Don Bosco-Küche verwöhnen und nutzen die Freizeiträume. P. Bruno Oegerli ist, zusammen mit älteren Schülern und abwechselnd mit P. Josef Knupp, zuständig für die Mittagsbetreuung: «Die Kanti ist froh, wenn sie für ihre Erstklässler einen eigenen Ort hat, an dem ihnen mit ihren Bewe-

gungsdrang wohl ist. Sie können nach dem Essen kegeln, Pingpong oder Billiard spielen, sich draussen oder bei schlechtem Wetter in der Halle, im Hockey oder Fussball austoben.»

Die weiteren Räume werden vom «Sozialpädagogischen Schulheim Mariazell Sursee», von der *Don Bosco Jugendhilfe weltweit*, und ab dem neuen Jahr auch von der Stiftung «Speranza» genutzt. «Die Zeit hat sich geändert, ein Internat in Beromünster ist nicht mehr notwendig. Wir haben unsern Auftrag erfüllt», findet P. Toni Rogger, der 1963 als einer der ersten Schüler hierher kam und die ganze Entwicklung mitgemacht hat: «Dem nachzutruern macht keinen Sinn; wir schauen vertrauensvoll nach vorne.»

«Wunder» gegen die Not

Seit über 150 Jahren setzen sich die Salesianer Don Boscos an sozialen Brennpunkten in aller Welt für junge Menschen in Not ein. Vor allem mit Schul- und Berufsausbildung versuchen sie den Teufelskreis aus Armut und Abhängigkeit zu durchbrechen. Zusammen mit inzwischen drei MitarbeiterInnen leitet P. Toni Rogger seit 1997 die *Don Bosco Mission* und die *Jugendhilfe Lateinamerika*, die nun

zur *Don Bosco Jugendhilfe weltweit* zusammengeschlossen werden. 2010 konnten insgesamt 70 Projekte in 15 Ländern Lateinamerikas gefördert und weitere 25 Projekte für junge Menschen in Afrika, Asien und Osteuropa unterstützt werden. Immer sind dabei auch Familien, das weitere Umfeld und die Gesellschaft einzubeziehen. Zur Berufsausbildung gehört, Kontakte mit Firmen zu suchen, welche Jugendliche einstellen. Manchmal sind Infrastrukturprobleme – oft die Wasser- und Elektrizitätsversorgung – zu lösen. Oder es geht darum, Leuten auf dem Land eine Existenz aufzubauen, damit sie nicht im Slum einer Grossstadt landen. In Haiti, wo der Aufbau nach dem Erdbeben wegen Mangel an Maschinen und Baumaterial stockt, überlegen sich die Salesianer, eine Baufirma zu gründen, um ihre zerstörte Berufsschule wieder aufbauen und auch sonst helfen zu können. Je nach Kultur, Ursache und Ausdrucksform von Armut und Ungerechtigkeit hilft nicht nur Geld, sondern auch Beistand, Beratung und wirtschaftliches Wissen weiter. Ganz wichtig ist es, die Projekte



Kantischüler beim Spiel während der Mittagspause.

nachhaltig zu machen. «Wenn wir die Anfrage bekommen, eine neue Werkstatt einzurichten, fragen wir: ‚Könnt ihr mit dem Betrieb, in dem ihr Leute ausbildet, auch produzieren und verkaufen, um Unterhalt und Weiterbestand zu sichern?‘» Ich möchte von P. Toni Rogger wissen, wie er auf seinen Projektreisen mit sehr schwierigen Situationen und grosser Not umgeht. «Ich darf mich von ihr nicht erdrücken lassen, sonst kann ich diese Arbeit nicht mehr machen. Wer sich mit der nötigen Sensibilität einsetzt und sich als ‚ein Werkzeug der Vorsehung‘ sieht, kann auch andere Dimensionen erleben.» Als Beispiel unter vielen erzählt er, wie er in Kolumbien *ausser* Programm die Stadt Buenaventura besuchte. Die Leute dort sind furchtbar arm, das Klima ist unerträglich heiss und feucht. Die Salesianer hatten auf



Die Don Bosco Jugendhilfe weltweit wehrt sich gegen Kinderarbeit in Indien: Fabrikation von Backsteinen.



Die Don Bosco Mission engagiert sich auch in Bangladesch, als einem der ärmsten Länder der Welt, für eine bessere Schulbildung. Bild: Grundschulklasse im neu gebauten Schulhaus in Utrail.

Wunsch des Bischofs gerade Heim und Schule eines gestorbenen deutschen Priesters übernommen. Pater Rogger stellte fest, dass das Heim eigentlich unbewohnbar war, und auch seine Mitbrüder lebten in unzumutbar misslichen Zuständen. «Auf der ganzen Heimreise dachte ich: Da müssen wir etwas tun – aber was? Daheim lag ein Zettel: Ich solle einen ehemaligen Schulkollegen anrufen. Er war inzwischen Notar und sagte mir, er habe von einer Erblasserin ein Vermögen zu verwalten. Sie wolle in der Dritten Welt ein Waisenhaus stiften. Wir bekamen so viel Geld, dass wir ein Heim für 100 Kinder aufbauen konnten. Gleichzeitig meldete sich jemand, der das Haus für die Salesianer finanzierte. Innerhalb von zwei Jahren stand alles da. Nicht einmal in meinen kühnsten Träumen hätte ich mir das vorstellen können. Aber wenn es um die Ärmsten geht, erlebe ich immer wieder solche Wunder!»

«Sie reichen aber nicht aus, um die ganzen Mittel zusammenzubringen?», frage ich weiter. Viermal im Jahr werden 35'000 Spendenbriefe versandt. Immer wichtiger wird die gezielte Zusammenarbeit mit Stiftungen. Öfters ist P. Toni Rogger für Vorträge unterwegs, und er stellt bei Gottesdienstaushilfen Projekte vor, für die es ein Opfer gibt. «Auch Pfarreien und Gemeinden, oder Leuten, die bei einem Basar selber Hergestelltes verkaufen oder auf der Kilbi Risotto kochen, verdanken wir Spenden.»

Leben für junge Menschen

Zurück geht die salesianische Bewegung auf Giovanni Bosco, der 1815 bei Turin geboren bereits mit zwei Jahren Halbwaise wird. Seine Mutter muss alleine drei Söhne ernähren, erzieht sie aber trotz kräftezehrender täglichen Mühen in einem tief verwurzelten Glauben. Ein Traum weist Giovanni mit neun Jahren auf seine Berufung hin: Er sieht laufende Jungen, will einschreiten und hört eine Stimme: ‚Nicht mit Schlägen, sondern mit Güte wirst du sie zu Freunden gewinnen‘. Von da an gibt Giovanni sonntagnachmittags im Dorf kleine Vorstellungen mit Zauberticks, Kunststücken, und er trägt zwischendurch die Predigt vom Sonntagsgottesdienst vor. Nach seiner Priesterweihe begegnet er als Don Bosco in Turin den Schattenseiten der Industrialisierung: Viele Jugendliche leben auf der Strasse, suchen vergeblich Arbeit, landen im Gefängnis. Don Bosco beginnt, sich um sie zu kümmern, verbringt seine Freizeit mit ihnen und fängt an, sie zu unterrichten. Er gründet am Stadtrand das «Oratorium», ein offenes Haus für junge Menschen zum Leben, Lernen, Spielen und Einüben des Glaubens. Später gründet Don Bosco Lehrwerkstätten, Volks- und Berufsschulen, schliesst Ausbildungsverträge ab und sammelt eine immer grösser werdende Helferschar um sich. 1859 ruft er mit einigen seiner besten Mitarbeitern die «Gesellschaft des Heiligen Franz von Sales» ins Leben. Er und Maria Dominika Mazzarello gründen den heute grössten Frauenorden der Kirche: die Don-Bosco-Schwestern. Und in der «Vereinigung der Salesianischen Mitarbeiter» unterstützen Laien das Jugendwerk.

Es stimmt hoffnungsvoll, dass ein solcher Praktiker und Pragmatiker, der keine eigene Spiritualität entwickelt, aber eine «Pädagogik der Liebe und der Vorsorge» gelebt hat, eine so grosse Wirkung entfaltet. P. Toni Rogger erzählt: 1934 bei der Heiligsprechung habe jemand gefragt, ob Don Bosco überhaupt betete? Papst Pius XI. erwiderte, die Frage sei falsch gestellt. Man müsse fragen: Wann hat Don Bosco *nicht* gebetet? Arbeiten im Sinn Christi *ist* Gebet. ■

Kloster Menzingen

4./ 5. Februar 2012

Einkehr- und Besinnungstag

Thema: Jesus – dein Weg zum Kreuz ist mein Weg zum Leben

Leitung: P. Bernhard Dietrich, München

Anmeldung: Sr. Roswitha Bucher, Hauptstr. 11, 6313 Menzingen

31. März 2012

Tanz und Meditation

Kreuzweg – der Weg Jesu zum Leben.

Der sakrale Tanz vertieft und verinnerlicht das Festgeheimnis.

Leitung: Ursula Schuler-Inderkum, Sr. Elisabeth Maria Sauter

Angebote der Menzinger Schwestern finden sie auf:

www.institut-menzingen.ch ■

Kloster Ingenbohl

Angebote für 18 bis 38 Jährige

27. – 29. April 2012

Musik-, Mal- und Wanderwochenende

Gemeinsam wollen wir kreativ unserer Spiritualität nachspüren und uns auf den Pilgerweg nach Einsiedeln machen.

Leitung: Sr. Veronica Metzger, Sr. Sabine Lustenberger

26. – 28. Mai 2012

Auf dem Jakobsweg

Gemeinsam auf dem Jakobsweg von Rapperswil über das Kloster Einsiedeln zum Kloster Ingenbohl

Leitung: Sr. Veronica Metzger, Alexandra Stocker

Detailprospekte unter www.kloster-ingenbohl.ch/junge oder bei Sr. Veronica Metzger, Tel. 041 825 25 12, veronica@kloster-ingenbohl.ch ■



Stimmungsbild aus einer Veranstaltung im Katharina-Werk Basel.

Katharina-Werk Basel

1. Februar und 14. März 2012, jeweils 10-17 Uhr

Schenk Dir einen Wüstentag

«Schläft ein Lied in allen Dingen»

Leitung: Gudrun Rütten, Veronika Meier

4. Februar 2012, 10-17 Uhr

Aufstieg ins Licht

Der Kreuzweg als Weg meiner Verwandlung und Entfaltung

Leitung: Maria-Christina Eggers

17. – 19. Februar 2012

Zen – Übungstage

Zazen, Teisho, Dokusan, durchgehendes Schweigen, Rituale

Leitung: Erna Hug (Daiji)

24. – 26. Februar 2012

Mach's wie Gott: wandle! Spiritualität für Zeiten der Veränderung

Jahreskurs – vier weitere Termine:

4.-6.5. / 28.6.-1.7. / 14.-16.9. / 23.-25.11.2012

Leitung: Renate Put, Sibylle Ratsch, u.a.

4. März 2012, 16-18 Uhr

Lieder und Tänze, die Himmel und Erde verbinden

Leitung: Sylvia Laumen

24. März 2012, 10-15 Uhr

Kontemplation Via Integralis

Schweigendes Gebet als Übungsweg für den Alltag

Leitung: Regula Tanner, Barbara Alzinger

Programme unter Katharina-Werk, Holeestrasse 123, 4015 Basel

Tel. 061 307 23 23, www.katharina-werk.ch, info@katharina-werk.org ■

Fernblick – Haus der Versöhnung

6. – 8. Februar 2012

Wenn Wunden zu Schönheit reifen

Zeit des Heilwerdens

Leitung: Margrit Wenk-Schlegel, Mona Lutz

10. – 12. Februar 2012

Wir sind, was wir denken

Einführung in die Spiegelgesetzmethode

Leitung: Luz Dalila Brunner

2. – 4. März 2012

Hoffnung braucht neue Wege

Weiterbildungszyklus: Spiritualität und Kirche.

Thema: «Ich bin ein einziger, göttlicher Ausdruck»

Leitung: Regula Tanner, Lisa Wortberg-Lepping, Hildegard Schmittfull

4. – 9. März 2012

Kontemplationswoche

Kontemplation «via integralis»

Leitung: Hildegard Schmittfull, Barbara Alzinger

18. – 30. März 2012

Oasenzeit

Mit Klang-, Bewegungs- und Leibarbeit und kreativen Mitteln persönliche Prozesse unterstützen

Leitung: Anna Kuwertz, Team Fernblick

23. – 25. März 2012

Das Leben ist stärker

Trauma und Transformation

Leitung: Anna Kuwertz

Details und Programme: Fernblick, Bündtstrasse 20a, 9053 Teufen (AR),

Tel: 071 335 09 19, www.fernblick.ch ■

«Richtiges Fasten ist frei von Zwang»

Es trägt dazu bei, die Aufmerksamkeit von der äusseren auf die innere Nahrung zu lenken, betont der Theologe Lukas Niederberger.



Der Luzerner Theologe Lukas Niederberger.
(Bilder: Benno Bühlmann)

BENNO BÜHLMANN

Lukas Niederberger, wann haben Sie das letzte Mal gefastet?

Niederberger: Das war vor etwa drei Monaten, als ich für mich allein gefastet habe.

Was war Ihre Motivation dazu?

Ich war gerade am Schreiben eines Buches und musste mich dabei voll auf diesen

Prozess konzentrieren. In solchen Situationen habe ich schon oft die Erfahrung gemacht: Wenn ich auf äussere Nahrung verzichte, dann richten sich meine Sinne mehr nach innen. Das verhilft mir zu einer stärkeren Konzentration auf die inneren Energien und schenkt gleichzeitig grosse Klarheit. Deshalb kann ich das Fasten grundsätzlich allen empfehlen, die vor einer wichtigen Entscheidung stehen.

Man gewinnt heute den Eindruck, dass sich wieder mehr Menschen für die Tradition des Fastens interessieren. Stimmt das?

Das stimmt sicher. Diesen Trend können wir schon seit über zehn Jahren beobachten, wobei viele Leute primär aus gesundheitlichen Gründen fasten: Sie wollen für ihren Körper etwas Gutes tun – und da ist der Frühling die beste Zeit dazu: Die Natur erwacht und viele Menschen spüren das Bedürfnis, den anstehenden «Frühlingsputz» nicht nur in ihrer Wohnung zu erledigen, sondern auch den Körper mit einer Zellent-schlackung so etwas wie einen Frühling-sputz zu gönnen.

Beschränkt sich dieser lediglich auf den Körper oder kommt da auch eine spirituelle Dimension hinzu?

Auch wenn jemand vordergründig vor allem deshalb fastet, damit das Bikini oder die Jeans wieder besser passen, so kommen während des Fastens doch auch noch andere Erfahrungen zum Tragen. Viele Menschen, die auf äussere Nahrung verzichten, haben automatisch ein grösseres Bedürfnis nach Stille und Einkehr, nach Alleinsein und Ruhe. Häufig streichen sie deshalb in ihrer Agenda eine Woche lang ihre Abendtermine oder sie treffen sich regelmässig in einer Gruppe von Gleichgesinnten, die ebenfalls fasten und an einem Austausch interessiert sind. Auf diese Weise ist das Fasten nicht nur für den Körper, sondern auch für den Geist sehr wertvoll und Gewinn bringend.

Ähnliche Erfahrungen machen ja gläubige Menschen in nahezu allen Religionen, die das

Fasten primär aus religiösen Motiven praktizieren....

Es ist tatsächlich so, dass alle grossen Religionen auf eine lange Tradition des Fastens zurückblicken können. Deshalb ist es gut, dass die Kirchen diesen alten Schatz weiterhin pflegen und das Fasten heute nicht einfach den Diätpapsten überlassen. Es ist allerdings klar, dass das kirchliche Fastengebot vielerorts an Bedeutung verloren hat.

Den Katholiken wurden einst sehr strenge Fastenregeln auferlegt. Inwiefern hat sich das verändert?

Im Christentum gibt es seit dem 6. Jahrhundert die 40tägige Fastenzeit als Vorbereitung auf das Osterfest. Für die Erwachsenen im Alter von 21 bis 60 Jahren – mit Ausnahme von Schwangeren, Stillenden und Bettlern – war eine Mahlzeit pro Tag erlaubt. Fleisch, Milch, Käse und Eier waren untersagt. Im 17. Jahrhundert wurden die Regeln besonders akribisch behandelt: Sogar das Kauen an Fingernägeln und das unabsichtliche Verschlucken von Mücken waren reglementiert. Heute jedoch verzichten viele Katholiken in der Regel noch zweimal jährlich auf Fleisch: am Aschermittwoch und am Karfreitag. Nur wenige Traditionsbewusste ersetzen den Fleischkonsum jeden Freitag durch ein Fischgericht.

Ein bewusst gewählter Verzicht kann meine Lebensgewohnheiten sozialverträglicher und ökologischer gestalten.

Entsprechende Traditionen finden sich bekanntlich auch in nicht-christlichen Religionen. Wo liegen hier die wichtigsten Unterschiede?

Juden fasten als Akt der Busse für begangene Schuld am Versöhnungstag Yom Kippur sowie in den ersten Tagen des neuen Jahres. Muslime fasten jeweils im 9. Monat des Mondjahres, dem Ramadan. Von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang verzichten sie nicht nur auf feste Nahrung, sondern auch auf Getränke, Nikotin, Parfums und Geschlechtsverkehr. Der Koran zwingt aber nicht stur alle Menschen zum Fasten: Kranke und alte Menschen, Schwangere und Reisende sind dispensiert. Im Hinduismus

dient das Fasten vor allem der eigenen Reinigung, etwa nach der Berührung mit unreinen Menschen (niedriger Kasten) oder mit unreiner Nahrung.

Der Religionswissenschaftler Carl Anders Skriver hat einst beklagt, dass bei vielen Gläubigen der tiefere Sinn des Fastens abhanden gekommen sei. Es gebe vielerorts eine «Neigung zum Selbstbetrug und zur Abkürzung der Fastendisziplin». Teilen Sie diese Einschätzung?

Natürlich gibt es etliche Beispiele dafür, wie die Gläubigen immer wieder mit viel Fantasie versucht haben, die bestehenden Fastengesetze zu umgehen. So hat man beispielsweise am Freitag das gute Fleisch durch den guten Fisch ersetzt. Oder da waren die bayerischen Mönche, die in der Fastenzeit nur eine Flasche Bier pro Tag trinken durften und deshalb das so genannte «Fastenbier» gebraut haben, das wesentlich stärker war als das gewöhnliche Bier. Darin kommt zweifellos ein kindliches Verhältnis zu den Fastenregeln zum Ausdruck. Das macht deutlich, dass der tiefere Sinn solcher Regeln den Leuten von Zeit zu Zeit wieder plausibel erklärt werden oder dann sinnvoll angepasst oder neu interpretiert werden sollte.

Es wäre also wichtig, dass Fastenregeln nicht einfach zum «Selbstzweck» verkommen?

Ja. Das ist sicher eine schlechte Form von Askese, wenn man den Verzicht einfach um des Verzichts willen üben soll. Ein bewusst gewählter Verzicht kann auch frei machen oder dazu einladen, das eigene Ess- und Konsumverhalten zu reflektieren. Von Ärzten wissen wir, dass heute etwa zwanzig Prozent der Bevölkerung ein gestörtes Verhältnis zum Essen hat: Es gibt leider immer mehr Leute, die aus Zwang essen oder aus Zwang hungern. Beim Fasten sollte das anders sein: Fasten macht nur Sinn, wenn es absolut freiwillig und vor allem für einen guten Zweck geschieht.

In den meisten Religionen wird das Fasten in einen grösseren spirituellen Kontext hinein

gestellt und gilt nicht zuletzt als Akt der Solidarität mit den Armen...

Fastenregeln existieren in den Religionen selten isoliert. Meistens stehen sie in Verbindung mit einer besonders intensiven religiösen Praxis und mit einem speziellen sozialen Engagement. Fasten, Beten und Almosengeben gehören sowohl im islamischen Ramadan als auch in der christlichen Fastenzeit wesentlich zusammen. Auch bei den so genannten «Fastenmärschen», die ich regelmässig im Auftrag des Lassalle-Hauses in Bad Schönbühl / Edlibach organisiere, spielt jeweils das sozialpolitische Engagement eine wesentliche Rolle. So haben wir uns in den vergangenen Jahren auf den Märschen jeweils mit sozialen Themen beschäftigt wie beispielsweise mit Menschenrechten, unserem Umgang mit dem Fremden usw. Das Fasten bietet nicht zuletzt eine Gelegenheit, sich mit dem eigenen Konsumverhalten auseinanderzusetzen und dabei zum Schluss zu kommen: Ich muss nicht zu jeder Zeit alle Früchte oder Gemüsesorten aus dem südlichsten Afrika oder aus dem fernsten Vietnam konsumieren. So gesehen kann mir ein bewusst gewählter Verzicht auch helfen, meine Lebensgewohnheiten im Alltag sozialverträglicher und ökologischer zu gestalten. Oder mit anderen Worten: Religiöse Fastenregeln sollen vor allem dem achtsamen Umgang mit dem eigenen Leib und mit Gottes Schöpfung dienen. ■

Lukas Niederberger ist katholischer Theologe und Publizist in Luzern.



«Dankeschön»-Heim für arme betagte Frauen

In Kothanur in der Nähe der südindischen Stadt Bangalore betreuen Ingenbohler Schwestern, Kandidatinnen und Postulantinnen ein Altersheim.



Boramma, Lackshmiamma, Rosie und Devamma bei Tisch. (Bilder: Holy Cross Sisters, Kothanur)

SR. FLORY D'SOUZA
Übersetzt aus dem Englischen von Debora Ueckert

Im *Holy Cross*-Gelände, wo junge Frauen sich auf ein Leben als Schwestern vom hl. Kreuz vorbereiten, befindet sich seit 2006 auch unser *Mercy Home* für arme, verlassene Frauen. Zurzeit sind es deren 29. Einige sind geisteskrank, andere sind taub, haben ihr Gedächtnis verloren, können sich nicht mehr mitteilen oder verweigern dies, weil sie unter einer Depression leiden. Sieben Frauen sind Christinnen, von ihnen sind vier bettlägerig.

Unsere 21 Hindufrauen sind alle alt und krank; sechs können nicht mehr allein gehen, und drei sind ans Bett gebunden. Eine Bewohnerin ist Muslimin, leider sehr depressiv.

Heim mit nur zwei Angestellten

Sr. Sandhya Samuel ist verantwortlich für das Heim. Zwei angestellte Frauen helfen mit. Mehr Angestellte brauchen wir nicht, denn auch wir Schwestern und unsere Kandidatinnen und Postulantinnen legen nach Möglichkeit Hand an. Letztere besuchen die Bewohnerinnen täglich, hören ihnen zu, reden mit ihnen und begleiten sie auf dem Spaziergang durch unsern grossen Garten. Sie helfen die Schlafräume zu reinigen und ihre Kleider zu waschen. Kleine Beschäftigungen wie das Besorgen der Kaninchen oder das Binden von Besen aus Palmblättern machen den Frauen Freude und haben therapeutische Wirkung. Hier sind wir eine grosse Familie. Mit unsern Bewohnerinnen teilen wir die Küche, die Früchte und das Gemüse aus unserem Garten und verrichten kleinere Arbeiten gemeinsam. So pflegen

wir gegenseitige Fürsorge und nehmen aneinander Anteil. Nahrung, Wohnung, Kleidung und gesundheitliche Versorgung geben wir den Frauen ohne Entgelt. Sie können ja auch nichts bezahlen. Für Notwendiges, das wir auf dem Markt kaufen müssen, und für Medikamente kostet uns eine Bewohnerin im Jahr ungefähr 400 Franken. Zum Glück wohnt ein guter Arzt in der Nähe, aber oft müssen Patientinnen ins St. Martha-Spital oder ins Nationale Psychiatrische Institut gebracht werden. So ergeben sich stets zusätzliche Ausgaben für Diesel und natürlich auch für Elektrizität und Wasser. Wir sind dankbar für die Menschen, die unser *Mercy Home* unterstützen.



(Von links:) Lackshmiamma, Lingamma und Chellamma binden Besen aus Palmblättern



(von Links:) Antoniamma, Rajamma und Maryamma besorgen die Kaninchen



Devamma (links) mit Sr. Therese Vettivayil.

Vier Lebensgeschichten in Kürze

Antoniamma ist eine 67jährige Witwe aus Bangalore. Sie lebte auf der Strasse und schlief nachts unter einem Kircheneingang. Der Pfarrer brachte sie ins Heim. Sie hat weder Brüder noch Schwestern, und ihr einziger Sohn wurde mit 30 Jahren Opfer eines Unfalls. Bereits zuvor hatte sie ihren Mann verloren. Dieser war ein Fabrikarbeiter und frönte dem Alkohol. Nach seinem Tod verfiel sie in eine Depression. Da sie eine gewisse Schulbildung hat, spricht sie neben ihrer Muttersprache Tamil auch Hindi und ein wenig Englisch. Für die Bewohnerinnen ist sie so etwas wie eine Leaderin.

Seit 2006 lebt **Maryamma** bei uns. Nach ihrer frühen Heirat hatte sie vier Fehlgeburten, deshalb liess ihr Mann sie im Stich. Zudem wurde ihr Name auf der Urkunde des kleinen elterlichen Grundstücks gestrichen. Obwohl sich Maryamma der Kinder der zweiten Frau ihres Mannes annahm, wurde sie von ihrem Mann weggejagt. Darauf arbeitete sie 25 Jahre lang für ihre Tante. Nach deren Tod verdingte sie sich bei einer Hinduframilie. Schwere Arbeit hat ihren Rücken gekrümmt und bereitet ihr Schmerzen. Dazu kommen die Beschwerden des Asthmas. Trotz allem ist Maryamma immer dienstbereit und kommt täglich zu uns in den Gottesdienst.

Nachdem sie mit 14 verheiratet wurde, war **Rajamma** zehn Jahre mit ihrem Mann zusammen, blieb aber kinderlos, deshalb wurde sie vom Vater enterbt. Nach dem Tod ihrer Eltern versuchte ihr Mann, sie durch Erhängen zu töten. Sie schrie um Hilfe und konnte von Nachbarn gerettet werden. Ihr Mann nahm sich eine andere Frau, und Rajamma suchte Arbeit als Hausangestellte in einer Familie. Als sie krank wurde, brachte man sie ins überfüllte Armenheim von Bangalore, von wo sie später zu uns kam. Sie ist noch aktiv und hilft bei einigen Arbeiten mit.

Susan Mary verlor früh ihren Vater. Da sie keine Kinder bekam, verliess sie ihr Mann und lebte mit einer andern Frau zusammen. Sie kehrte darauf zu ihrer Mutter zurück, die eine Reismühle betrieb, und half bei der Arbeit mit solange die Mutter lebte. Als ihr untreuer Mann erkrankte und verarmte, kehrte er zu Susan Mary zurück. Sie verzieh ihm und pflegte ihn bis zu seinem Tod im Jahr 2007. Sie leidet darunter, dass ihr einziger Bruder sie nie besucht. Susan Mary ist gross von Gestalt, mager und sehr gebrechlich. Sie ist zu schwach, um allein gehen zu können. Eine stille, friedliebende und fromme Bewohnerin unseres Heimes. ■

Wohnen im Kugel-Baumhaus?



Bilder:
www.freespiritspheres.com

THEO BÜHLMANN

Bei uns versteht man unter einem Baumhaus normalerweise eine komfortablere Hütte, in der sich Spiel und Abenteuer inmitten der grössten Art existierender Pflanzen ausleben lässt. Wer von uns träumte nicht in Kinderjahren mal davon, sein Bett vom «stink-normalen» Haus in die Baumhütte zu zügeln? Beim nächsten Gewitter waren wir dann froh, dass Vater uns die Idee ausgedreht hatte.

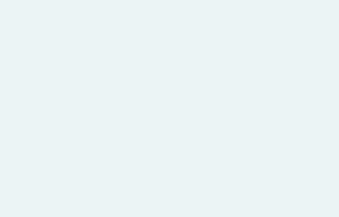
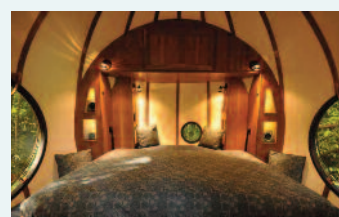
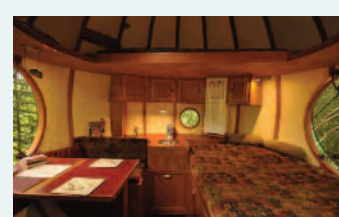
«Träumer und Spinner», die dem Kinderwunsch nach wie vor nachhängen, können ihn nun verwirklichen. Der kanadische Zimmermann Tom Chudleigh hat auf Vancouver Island im Süd-We-

sten Kanadas ein kugelförmiges, an Bäumen aufhängbares Haus entwickelt, in dem man jahraus jahrein – ja es ist sogar winter-tauglich – wohnen und leben kann. Er preist es unter www.freespiritspheres.com als «Sphäre für ungezähmte Geister».

Die Standardgrösse von gut drei Meter Durchmesser lässt zwar Grosszügigkeit doch eher in Kompakt- bis Kuscheligkeit schmelzen. Aber wie die Bilder dieser Seite (aus drei Objekten) zeigen: Vom Komfort her sind gewohnte Annehmlichkeiten grundsätzlich möglich. Vor allem dann, wenn man sein Zuhause räumlich in mehrere Kugeln aufteilen mag: also zum Beispiel Stube-Küche in einer, Schlafzimmer-WC/Dusche in der andern. So freut man sich nicht nur mehr zu Weihnachten an schmucken Baumkugeln. Begangen wird das runde Heim übrigens über Seiltreppen und -brücken.

Je nach «Haushöhe» braucht es also eine gewisse Schwindelfreiheit. Und der Einstandspreis von 170'000 Franken für ein voll eingerichtetes Kugelhaus sollte einem das Vergnügen wert sein. Zu hoffen wäre noch, dass die Bauspezialbewilligung im Wald auch hierzulande eine runde Sache werden könnte. Wer weit voraus in die Zukunft planen mag, pflanzt für seine potenziellen Kugelhaus-Kinder schon mal einen Baumpark auf seinem Grundstück. Jedenfalls ist allen «Baumkuglern» zu wünschen, dass keine Neuauflage eines «Lothars» ihre tragenden Bäume umstürzen lässt und die Häuschen so nicht zu Boccia-Kugeln umfunktio-niert werden. Das könnte dann in eine Neuinszenierung von Pippi Langstrumpfs Fluss-Reise im Fass münden. Im Kugelhaus wär's etwas komfortabler, rutsch- und kippsicheres Mobiliar und bruchsicheres Geschirr vorausgesetzt. Doch so pingelig wollen wir nun auch nicht sein, sonst bliebe es ja kein echtes Abenteuer.

PS: Wer will, kann den Gipfel-Traum in luftiger Höhe auf Vancouver Island ausprobieren: Ab 125 Dollar pro Nacht können die futuristischen Wohn-Kugeln als Hotelzimmer gemietet werden. Mit «Seekrankheits-Test» inklusive, wenn die vertäuten Konstruktionen bei kräftigem Wind hin und her schaukeln. ■



SALESIANER: ZUSAMMENSCHLUSS ZUR DON BOSCO JUGENDHILFE WELTWEIT

Seit 1976 unterstützt die Vereinigung Don Bosco Werk in Beromünster (LU) mit den beiden Unterorganisationen *Jugendhilfe Lateinamerika* und *Don Bosco Mission* Projekte zur Förderung von jungen Menschen in vielen Teilen dieser Welt. Im vergangenen Jahr konnten 70 Projekte in 15 Ländern Lateinamerikas und 25 Pro-

jekte in 10 Ländern Afrikas, Asiens und Osteuropas unterstützt werden. Dabei konnten über 90% der eingegangenen Spenden direkt in die Projekte weiter geleitet werden. Um Arbeitsprozesse zu vereinfachen, Doppelspurigkeiten auszuschalten und noch effektiver für die Jugend der Welt zu arbeiten zu können, hat die Generalversamm-

lung der Vereinigung Don Bosco Werk beschlossen, die beiden Organisationen zur *Don Bosco Jugendhilfe Weltweit* zusammenzuschliessen. Schwerpunkt der Arbeit wird weiterhin Lateinamerika bleiben. Weitere Informationen erhalten Sie unter www.donbosco.ch ■

INGENBOHL: CHINESINNEN IN HEILIGKREUZ



Bild: Br. Laurenz Schelbert SMB

Vom 5. bis 17. September 2011 waren – wie zuvor schon vom 18. bis 30. Juli – im Erholungsheim der Ingenbohl Schwestern in Heiligkreuz, Entlebuch, junge Chinesinnen und Chinesen zusammengekommen, die in Europa an verschiedenen Universitäten

studieren. Es war bereits das fünfte Mal, dass dort ein solches Treffen statt fand, organisiert von der Missionsgesellschaft Bethlehem Immensee und geleitet von Frau Rita Baumann-Chen, die selber Chinesin und in Taiwan aufgewachsen ist. Die TeilnehmerInnen waren meist junge Priester und Ordensfrauen aus verschiedenen Gebieten der Volksrepublik China, die in ihrer Heimat ihre Berufung oft nur geheim leben

können. In diesem Jahr waren auch einige Frauen dabei, die sich in der chinesischen Christengemeinde von Prato (Italien) aktiv für ihre eingewanderten Landsleute einsetzen. War am ersten Abend noch eine gewisse Anspannung und Verunsicherung zu spü-

ren – Was kommt auf uns zu? –, so lösten sie sich schon am nächsten Tag unter der kundigen Führung der Leiterin auf. Es entwickelte sich eine offene und frohe Atmosphäre, in der die verschiedenen Erfahrungen und Fragen der Einzelnen zur Sprache kamen. Wir erlebten, dass wir alle gemeinsam Kirche sind, unabhängig von Herkunft, Sprache und Hautfarbe, verbunden auch mit denjenigen, die später weit entfernt den Glauben bezeugen. Einen sehr schönen Ausdruck fand diese Erfahrung in dem spontan in einer Kleingruppe entstandenen Lied «Wo ist das Himmelreich? Das Himmelreich ist da, mitten unter uns, wenn wir als Schwestern und Brüder beisammen sind!» Es entstand über die Zeit des Beisammenseins hinaus ein Gefühl, nicht allein auf dem Weg zu sein, der für diese jungen Menschen nach der Rückkehr in die Heimat voll Unsicherheit und oft auch gefährlich ist. Das Wissen um einander und das Gebet für einander gab uns Mut und Zuversicht. ■

Sr. Gertrud Furger

KATHARINA-WERK: WARUM BRAUCHT ES (NOCH) RELIGIONEN?

Das Katharina-Werk hat zusammen mit der katholischen und evangelischen Erwachsenenbildung zum Gespräch mit jüdischen, islamischen und christlichen VertreterInnen eingeladen. Wozu braucht es Religionen noch? Was ginge ohne sie verloren? Welche Rolle spielen sie in der Gesellschaft? Was können sie dazu beitragen, dass diese offener und toleranter wird? Auf dem Podium unter Leitung von Brigitta Rotach

nahmen Ruth Gellis, Israelitische Cultusgemeinde Zürich (ICZ), Petrit Alimi, Islamischer Verein Barmherzigkeit Luzern und Pfr. Benedict Schubert, St. Peter Basel, zu diesen Fragen Stellung. Das Gespräch vor gut 100 Anwesenden war ein wichtiger Schritt, um sich bewusst zu werden, wo die Religionsgemeinschaften in der Gesellschaft stehen und welchen Beitrag sie leisten können – wenn sie sich gegenseitig ohne

Angst und Neid unterstützen. Es wurden persönliche und gemeinschaftliche Erfahrungen spürbar, dass unser Leben durch den Glauben positiv ausgerichtet wird. Aber auch Bedenken formuliert: Die Religionen werden ihren Platz in Zukunft nur noch haben, wenn sie ihn *gemeinsam* belegen, und die zahlenmässig grösseren für die kleineren bessere Advokaten werden. ■

Heidi Rudolf

«Gott gibt Schuhe für dornige Wege!»

Die Menzinger Schwestern wirken seit 32 Jahren als Gesundheits-Pionierinnen im indischen Uttar Pradesh. Sr. Mary Zita Nayathodan, Mitgründerin der ersten Station, erzählt.



Medikamentenausgabe um die Jahrtausendwende.

INTERVIEW:
SR. DHANYA PLAVANAKUZHIIYL

Schwester Mary Zita, was hatte Dich motiviert, nach Piplera zu kommen?

Sr. Mary Zita Nayathodan: Ich erinnere mich noch ganz genau an die Botschaft der Religiösenkonferenz: «Kerala, du Wiege so vieler Berufungen, bring dein Licht in den Norden Indiens, zu denen, die in Dunkelheit leben!» Das wiederholte Echo in unseren Ohren zogen wir vier Menzinger Schwestern – Sr. Christa, Sr. Dora, Sr. Vimala und ich – aus und nahmen den Weg in den Norden unter die Füße! Am 22. Juli 1979 erreichten wir Piplera. Dort arbeiteten Kapuziner, die uns Schwestern gerufen hatten.

Piplera liegt in Uttar Pradesh. Erzählst du uns einiges über den Staat und den Ort?

Uttar Pradesh liegt im Nordwesten unseres Landes und ist der viertgrösste Gliedstaat

Indiens. Er ist auch der meist bevölkerte. Wir haben 689 Einwohner pro Quadratkilometer; landesweit liegt die Rate bei 312. In vielen Gebieten Uttar Pradesh herrschen Analphabetismus, das Kastensystem, Männerdominanz, Kinderverheiratung und Mitgiftprobleme, passive und aktive Mädchentötungen und viele Gesundheitsprobleme.

Piplera machte keine Ausnahme bei all den sozialen Missständen. Es lebten fast nur Moslems dort. Die Men-

schen waren arm, konnten weder lesen noch schreiben. Sie litten unter Ignoranz und Aberglauben. Die Männer fanden sich in gegeneinander streitenden Banden. Frauen und Mädchen waren rechtlos, vernachlässigt und unterernährt. Fehlende Hygiene und Sauberkeit zogen viele Krankheiten nach sich. Da kaum jemand einer Arbeit nachging, waren Familieneinkommen ungenügend.

Wie fandest Du dann den Weg zu den Menschen? Wie konntest Du ihre Herzen gewinnen?

Am Anfang betrachteten sie uns wie Exoten, Eindringlinge, komische Fremde. Sie meinten, wir kämen, um sie auszubeuten. Einige vermuteten, dass wir die Ehefrauen der Priester seien. Die missionarische Begeisterung gab uns Hoffnung und Mut, trotz Widerstand dranzubleiben! Zuerst begaben wir uns auf Hausvisiten. So lernten wir die Menschen der Umgebung kennen. Wir er-

klärten ihnen, weshalb wir gekommen waren und unseren Wunsch, bei ihnen zu bleiben. Wir begannen, mit den Frauen und Kindern zu beten und hielten Katechese. Daneben zeigten wir ihnen etwas über Hygiene und sprachen mit ihnen über gute Werthaltungen. Es war schwierig, mit ihnen zu kommunizieren. Wir konnten uns nicht einmal fließend in Hindi ausdrücken, geschweige denn in Urdu (ein Hindidialekt). Wir zogen allerlei Symbole zu Hilfe, beispielsweise Bilder und Statuen. Während des ersten Advents nahm ich eine kleine Krippe, hinten auf meinem Velopackträger in einer Schachtel versteckt, zu den Familien. So lehrte ich die Kinder das Weihnachtsgeschehen kennen. In meinem gebrochenen Hindi versuchte ich, die Geburt Jesu zu erzählen. Alle Kinder des Dorfes waren anwesend und wollten unbedingt wissen, was ich in meiner Schachtel mittrug.

Wie habt ihr Eure Dienste an der Dorfgemeinschaft von Piplera angefangen?

Wir brauchten viel Fantasie, um einiges an Medizin zusammenzubringen. Dann eröffneten wir eine kleine Feldapotheke. Niemand kam zu uns. Also machten wir uns auf zu den Menschen in ihren Hütten. Sie hatten keine Ahnung von Medikamenten, glaubten nicht an ihre Hilfe. Durch unsere Hausbesuche merkten wir, wie viel asoziales Verhalten in der Unwissenheit der Menschen fusste. Es wurde uns bewusst, dass mit der fehlenden Bildung sehr viel Ahnungslosigkeit, sehr viel Aberglaube und Schicksalsgläubigkeit einhergingen. In der abgeschotteten Gegend gab es absolut keine Bildungsmöglichkeiten. Wir lernten bald, dass wir zuerst Auf-

klärung machen mussten, bevor wir mit etwas anderem kommen konnten. Schwester Dora und Vimala begannen 1979 deshalb mit der St. Pauls Schule in Gazhiabad, etwa 18 Kilometer von Piplera entfernt. Ab 1983 lehrten unsere Schwestern auch in Massori (sechs Kilometer entfernt) und ab 1987 in Nahal (ein Kilometer).

Warum zügelten die Menzinger Schwestern schliesslich die Apotheke von Piplera nach Massori?

Nur in der Apotheke zu arbeiten lohnte sich nicht: Die Leute kamen ja nicht! Also machten wir uns zu Fuss oder mit dem Fahrrad und einer Medikamentenbox auf den Weg zu den Leuten. Sehr kranke Menschen transportierten wir mit dem Ochsen- oder Pferdewagen. Es war wirklich traurig, viele in den Dörfern sterben zu sehen, nur weil die Erste Hilfe fehlte. Unsere PatientInnen litten unter Blutarmut, Durchfall, Darmentzündung, Unterernährung, Tuberkulose, Hirnhautentzündung, Starrkrampf, Kinder-

lähmung, Krätze und anderes mehr. Später versuchten wir die Mütter zu überzeugen, ihre Kleinkinder gegen gewisse Krankheiten zu impfen. Langsam, langsam führten Hausbesuche, beharrliche Gesundheitsaufklärung und eine Unmenge von Gesprächen zu kleinen Erfolgen.



Gesundheitsversorgung in einem Dorf.



Nebst der Gesundheitsversorgung gibt in Piplera die Schulbildung Zukunftsperspektiven. (Bilder: Menzinger Schwestern)

Stimmt es, dass aus der Apotheke später ein Spital entstand?

Wir führten die Apotheke in Piplera sieben Jahre lang. Menschen aus umliegenden Dörfern wollten unsere Dienste nun auch in Anspruch nehmen. Wir erweiterten unsere Arbeit: Nebst Medikamentenabgaben, Impfungen und erster Hilfe starteten wir auch dort mit verschiedenen Aufklärungsprogrammen. Krankenschwestern führte ihre Arbeit fort. Sie untersuchten immer mehr Leidende und fanden immer mehr Kranke. Doch es fehlte ein Krankenhaus zur Überweisung von PatientInnen. So kauften wir in Massori ein Stück Land und bauten das *Holy Cross Hospital* mit 30 Betten, einer Klinik für Aussenpatienten, einem Gebärraum, dem Labor und einer Röntgenstation. 1986 wurde es eingeweiht und eröffnet – kürzlich war die 25-Jahr-Feier.

Schwester Mary Zita, was haben Menzinger Schwestern die letzten drei Jahrzehnte erreicht?

Wir haben die Leute auf die Notwendigkeit gewisser Impfungen für Kinder und Erwachsene aufmerksam gemacht, wir haben Hygienemassnahmen beigebracht, vor allem für Babys und Kleinkinder. Wir haben uns um gesunde Ernährung gekümmert, um Würde und Respekt den Menschen gegenüber. Wir sind für Gleichberechtigung von Mann und Frau eingestanden, für Menschenrechte staatliche Rechte. Wir gingen soziale Probleme an. Wir merzten die Kinderlähmung aus und kontrollierten die Tuberkulose, und begleiteten Mutter und Kind vor, während und nach der Geburt.

Wie würdest du die Auswirkungen benennen und was brachte die Hilfe der Menzinger Schwestern für Nordindien?

Die Anzahl Schulkinder erhöht sich und der Analphabetismus entwickelt sich zurück. Die Menschen leben mit mehr Sauberkeit, die Erkrankungsrate geht zurück. Bei Unsicherheit bringen die Angehörigen Erkrankte zum Untersuchen, es gibt mehr geimpfte Kinder. Die finanzielle Eigenständigkeit nimmt zu. Und vor allem kam zu Bewegung unter den Frauen: Sie machen sich stark für ihre Rechte, Selbstvertrauen und Selbstrespekt steigen. Und schliesslich geht die Mordrate an neugeborenen Mädchen zurück, auch die Zahl Kinderverheiratungen nimmt ab.

Gehen wir nochmals zurück zur Missionsarbeit in Piplera: Wie habt Ihr es geschafft, all

Stationen der Menzinger Schwestern in Indien

- | | |
|------|--|
| 1906 | Erste Missionarinnen für das Spital in Trivandrum. |
| 1945 | Keine europäischen Schwestern erhalten mehr eine Arbeitsbewilligung. |
| 1949 | Errichtung der eigenen Provinz Indien. |
| 1974 | Erste Inderin wir Provinzoberin: Sr. Ida Mularikal. |
| 1990 | Aufteilung in drei Provinzen: Süd-, Zentral- und Nordindien. |

Heute wirken in der Provinz Nordindien etwa 220 Schwestern in Spitälern, Apotheken und Ambulatorien, in Ausbildungsstätten für Krankenpflege, im Leprosenzentrum, in der Hospizarbeit, in Grund- und höhere Schulen, Schulheimen für arbeitende Kinder und Jugendliche, in der Frauen- und sozialpastoralen Arbeit.

die Jahre trotz der Schwierigkeiten so überzeugt dranzubleiben?

Ich sehe die Energie und den Enthusiasmus, der durch das Dorf ging, als wäre es erst gestern gewesen! Die einfachen Wege, die wir beschritten und die dürftigen Annehmlichkeiten, die uns erfreuten. Ja, es ist eine Freude, dass wir *einigen* Entbehrungen und Nöten heute nicht mehr begegnen müssen. Wenn ich an unsere Leben spendenden Erfahrungen denke, die wir machen durften in der Pionierzeit im Norden, kann ich nur sagen: *Gott* gibt Schuhe für dornige Wege! Er war und ist heute noch die Inspiration für mein Leben. Wenn ich mich nur auf das konzentriere, was *fehlt*, verpasse ich die winzige Verwandlung, die jeden Moment erfüllt! Meinen Mitschwester sage ich: lassen wir uns *herausfordern* von den Rückschlägen und Barrieren, vom Risiko, vom Stress, vom Versagen. Das ist der Weg, neuen Schwung zu bekommen in der Hingabe an die Menschen. Von all denen, die von uns Hilfe erhalten, dürfen wir erwarten, dass sie das, was wir ihnen zu geben versuchen, weiterschicken: Liebe, Respekt, Bildung, Förderung von gesundem Leben, und Achtsamkeit. ■

Die Pionierin Sr. Mary Zita Nayathodan wird in zwei Jahren 80 Jahre alt. Sie lebt heute in Khairabad, Uttar Pradesh und arbeitet im pastoralen Bereich. Sr. Dhanya Plavanakuzhiyil arbeitet als Provinzassistentin im Provinzhaus in Lucknow, Uttar Pradesh.

Es ist nicht so einfach!

Leser-Reaktionen zur Serie über die Atomtechnologie in WeltWeit-Ausgabe 5 und 6/2011.



Bild: Carl Gibson

Ihr Artikel zum Thema AKWs lässt auf ein intensives Sich-auseinandersetzen mit einer kaum mehr wegdenkbaren Art der Energieerzeugung schliessen. Ich gratuliere Ihnen zu Ihrer fundierten Analyse. Ich las kürzlich, dass der Energiekonsum, insbesondere in den Städten, rasch und massiv ansteigen soll. Einige Politiker, die wohl zum Teil von der Materie eher wenig verstehen, reden von neuen Techniken in der Atomtechnologie und wollen so die «Stimmung» beeinflussen.

Walter Obrist, Uster

Im VORWORT sind Sie offen für Visionen, auch technische, sagen dann aber ganz klar, dass Wohlstand nicht um den Preis des Elends anderer erkaufte werden darf. Sehr einverstanden damit. Dann kommt der Text zur Atomenergie. Völlig negativ. Sie schreiben nicht nur von Atomkraftwerken mit ihren

Problemen und Pannen. Sie schlagen zusätzlich den Bogen zu den Atombomben und ihrem Weltvernichtungspotenzial; das hat zwar nichts mit Energiegewinnung zu tun, ist aber gut «gegen Atom». Die Atomphysik ist jedoch nicht per se gut oder böse. Sie ist Teil der Schöpfung. Dass Sie als Redaktor von Weltweit einen Kampfkampfartikel zu einem Thema publizieren, das in unserem Land im Moment noch viele heisse Diskussionen auslöst, finde ich – gelinde gesagt – ungeschickt. Wir leben nun mal in einer unsicheren Welt. Strassenverkehr und CO₂-Entwicklung sind auch gefährlich.

Carl August Zehnder, Würenlos

Wenn ich etwas über Nukleartechnologie wissen will, frage ich nicht Herrn Bühlmann um Rat, sondern meinen Schwager, der Atomphysiker ist; oder meinen japanischen Freund, der an der japanischen Ostküste wohnt und sich mit den Folgen von Tsunami und Atomkatastrophe auseinandersetzen hat.

Niklaus Strolz, Zürich

Ich habe die Ausführungen über die Nukleartechnologie gelesen: informativ, nachdenklich bis zu schrecklich in den Konsequenzen. Dazu kommt noch das leichtsinnige Umgehen mit der Materie... Gratulation zur Ausgabe 5/2011.

P. Peter Grand, Altdorf

Was soll eigentlich dieser völlig einseitige Artikel gegen die Kernenergie in WeltWeit 5? Hat nicht jeder Mensch ein Recht auf Wasser, Nahrung und Strom zu erschwinglichen Preisen? Wir Schweizer konsumieren ja munter jedes Jahr über 1% mehr Strom. Selbstgefällig macht sich in der reichen Schweiz die Meinung breit: «Grosskraftwerke und Endlager wollen wir doch nicht hier!» Wo denn sonst? Inzwischen laboriert Deutschland am Ausstieg aus der friedlichen Nutzung der Kernenergie, reklamiert für sich eine weltweite Führungsrolle in der Klimapolitik, plant und baut aber munter Gas- und Kohlekraftwerke – und ist zu einem Strom-Importland mutiert. Vielleicht sind wir klüger als die Deutschen und schaffen das Unmögliche? Ich verzichte in Zukunft auf Ihre Zeitschrift.

Martin Huser, Niederrohrdorf

Ich habe 32 Jahre in Mühleberg gearbeitet, davon 22 Jahr als Schichtleiter, seit 11 Jahren bin ich pensioniert. Jeder «Zeitungsfritz» fühlt sich kompetent, über ein so komplexes Gebiet zu schreiben... Man müsste schon beide Seiten zu Worte kommen lassen. Jede Partei will sich jetzt grüner als grün geben; was für wirtschaftliche Folgen dies für die Schweiz haben wird, kümmert die schlaunen Politiker wenig.

Paul Holenstein, Fislisbach

Ich wäre prinzipiell auch für den Ausstieg aus der Kernkraft, wenn es technisch einigermaßen ausgereifte Alternativen gäbe – hier habe ich im Moment noch Zweifel. Sie schreiben, dass bei Tschernobyl «veraltete Technik und schlechte Wartung» Grund für den Unfall wären. Das ist nicht wahr. In Tschernobyl wurde ein Experiment durchgeführt, das Aussagen zu technischen Daten liefern sollte. Dieses Experiment wurde entgegen den Anweisungen der Hersteller und auch gegen den Willen leitender Ingenieure des Kraftwerkes durchgedrückt. Dazu wurden sämtliche relevanten Sicherheitssysteme bewusst abgeschaltet oder sogar überbrückt. Vielen Dank für Ihre wichtige Arbeit.

P. Markus Muff, Rom

Die von Ihnen genannten Stromlücken konnten auch überwunden werden, weil sich die Schweizer Stromkonzerne an französischen Kernkraftwerken beteiligten. Es ist nicht so einfach, die Stromerzeugung umzustellen. Als ehemaliger Ingenieur, der bei Projektierung und Realisierung vor allem von Wasserkraftwerken mitgearbeitet hat, finde ich eine weitere Nutzung von erneuerbaren Energiequellen gut. Es ist aber ein Irrtum zu glauben, damit liesse sich das Problem lösen... Nicht in Betracht gezogen wird der variierende Energiebedarf. Grosse Energielieferungen sind kurzzeitig und jederzeit wohl nicht zu gewährleisten. Sie schreiben auch über das Verzicht, zum Beispiel hinsichtlich Mobilität. Da kann ich Ihnen beipflichten. Dies gilt aber auch für den öffentlichen Verkehr, der das Angebot immer erhöht.

Rolf Linz, Niederrohrdorf ■

33092

SALESIANER
DON BOSCO



An der Spitze des Fortschritts

In den Talleres Don Boscos in Montevideo, Uruguay erhalten 980 junge Menschen eine ausgezeichnete berufliche Ausbildung.

P. TONI ROGGER

Don Bosco hat gewollt, dass seine Salesianer an der Spitze des Fortschritts stünden. Sein Ziel war, den Jugendlichen die bestmögliche Ausbildung zukommen zu lassen. Sie sollten gute Arbeitsplätze finden und damit ein Leben in Würde führen können. In der heutigen schnelllebigen Zeit ist für uns Salesianer der Auftrag Don Boscos, an der Spitze des Fortschritts zu stehen, nicht leicht umzusetzen. «Alte» Berufe werden durch neue ersetzt, und innerhalb der «neuen» Berufe gibt es ständige Entwicklungen. Anstelle des Automechanikers gibt es heute den Automobilfachmann, -diagnostiker und -mechatroniker. Kenntnisse mit computergesteuerten Mess- und Diagnosegeräten sind heute wichtige Aspekte der Ausbildung in der Autobranche. Das erfordert für die Ausstattung der Lehrwerkstätten ständiges Anpassen und teure Investitionen an die neuen Gegebenheiten.

Die rasante Entwicklung, die bei uns seit Jahren geschieht, hat auch in Ländern ausserhalb Europas nicht Halt gemacht. In den Talleres Don Boscos (Werkstätten) in Montevideo, wo zurzeit 980 junge Menschen eine berufliche Ausbildung erhalten, wird die Autowerkstatt für 180 Jugendliche erweitert und den neuen Bedürfnissen angepasst. Wichtigste Investition dabei ist die Anschaffung eines Multimedialabors. Es handelt sich um ein multimediales Experimentier- und Trainingssystem, das den Auszubildenden anhand einer klar strukturierten Kurssoftware mit Hilfe von Texten, Grafiken, Animationen und Wissens-Tests durch die angeleiteten Experimente führt. Mit Hilfe von Animationen und zahlreichen Experimenten an realen Systemen werden in den verschiedenen Kursen die Grundlagen, Prinzipien und Eigenschaften von elektrischen Grundlagen, Sicherheits-, Beleuchtungs- und Motormanagement-Systemen erarbeitet. Diese technische Beschreibung mag die Frage aufkommen lassen: «Ist denn so etwas in einem südamerikanischen Land notwendig?» Wenn wir Don Bosco fragen könnten, würde er diese Frage sicherlich mit Ja beantworten. Er wollte an der Spitze des Fortschritts stehen – nicht um des Fortschritts willen, sondern um den jungen Menschen die bestmöglichen Chancen im Arbeitsmarkt zu verschaffen.



Ausbildung zum Automobilfachmann: Auf dem Bild in der «Obra Social Dom Bosco» in São Paulo. (Bilder: Toni Rogger)



Infrastruktur für Automobil-Diagnostiker.

Die jungen Menschen, die in den Talleres Don Bosco lernen, kommen durchwegs aus ärmsten Verhältnissen. 260 von ihnen kommen vom Land, wo sie keinerlei Chancen zu einer Berufsausbildung haben. Die Talleres bieten ihnen im Wohnheim Unterkunft, Verpflegung und Betreuung an. Andere kommen aus Vorstadtgebieten, die zum Teil triste Elendsviertel sind. Diesen benachteiligten Jugendlichen gelten das Interesse und die Sorge der Salesianer Don Boscos. «Wenn Jesus die Armen wirklich geliebt hat», so hat mir einmal ein kolumbianischer Mitbruder gesagt, «dann kann ich ‚meine‘ Jugendlichen nicht mit Zweitklassigem abpeisen. Dann haben sie das Beste verdient.» Sein Lösungswort heisst: «Para los pobres lo mejor!» – Für die Armen das Beste! ■

MISSIONSFRANZISKANERINNEN VON MARIA IMMAKULATA

Centro San Jose Obrero

Das Projekt gibt Kindern und Erwachsenen am Rande der Gesellschaft in Garzon Huila, Kolumbien, bessere Lebens-Chancen.



Strassenkinder holen die
Grundschulbildung nach.
(Bilder: Missionsfranzis-
kanerinnen)

LAURA SCHMIEDEKNECHT

Garzon ist eine Stadt im kolumbianischen Bezirk Huila. Die Durchschnitts-Temperaturen sind angenehme 25 Grad. Die Menschen leben vom Kaffee-Anbau, Viehzucht, Fischzucht und Fruchtanbau. Auch in Garzon gibt es sehr viele Landlose, die wegen Gewalt und Guerilla-Kriegen aus den Provinzen Caqueta und Cauca fliehen mussten und in Garzon ihr Glück erhoffen. Bei dieser Flucht konnten sie nur ihre eigene Haut retten und mussten alles Hab und Gut zurücklassen. In Garzon hiess es dann, den Gürtel enger schnallen und viele landeten schlussendlich im Elend.

Nachgeholte Grundschule

Die Franziskaner Schwestern haben sich dieser Menschen und besonders der Kinder angenommen. Sie arbeiten mit Kindern aus extrem armen Verhältnissen, mit Kindern die verlassen und/oder vergewaltigt wurden, Kinder von Prostituierten, sowie von Drogenabhängigen, Mördern und Dieben, die im Gefängnis sitzen usw. Diese Kinder sind den Gefahren der Strasse ausgesetzt. Sie müssen betteln, verdienen sich mit kleinen Hilfeleistungen – wie Autos waschen oder hüten, Ware schleppen etc. – ihren Lebensunterhalt; oder sie stehlen sich das Nötigste zusammen. Diese Kinder hatten nie die Möglichkeit, regelmässig eine Schule zu besuchen. Im Centro San Jose haben die Schwestern ein Schulprogramm zusammengestellt, um den Kindern das Wichtigste



beizubringen. Mit diesem Unterricht wird nicht nur Vernachlässigtes nachgeholt, sondern den Kindern werden die Wichtigkeit und die Freude am Lernen beigebracht. Je nach Lernrückstand und Eifer können die Kinder später wieder in die Primar- oder gar in die Sekundarschule eingegliedert werden. Das Projekt hat damit grosse Erfolge erzielt.

Ganzheitliche Berufsgrundlage

Zudem steht ein Kursprogramm zur Verfügung, um grössere Kinder tagsüber zu beschäftigen. Sie haben die Möglichkeit, je nach Begabung Tätigkeiten zu erlernen, mit denen sie später als Beruf ihren Lebensunterhalt verdienen können. Angeboten werden Nähkurse und Computerkurse (für diesen Lehrgang konnten wir das Projekt mit einigen Computern bestücken). Der neu eingeführte Kochkurs erfreut sich ganz besonderer Beliebtheit. Er gestaltet sich auch dadurch sehr interessant, dass durch den eigenen Garten mit Gemüse, Früchten, Hühnern, und Bienen gesund und mit eigenen Produkten gekocht werden kann. Damit kann auch die Garten-Bewirtschaftung erlernt werden. Gleichzeitig lernen die Kinder, unter Anleitung kleine Sachen herzustellen, die sie dann auf der Strasse verkaufen. All diese Ausbildungs-Möglichkeiten sind nur dank der Unterstützung von Wohltätern möglich.

Perspektive auch für Erwachsene

Viele dieser Kinder kommen am Montag ohne Frühstück ins Centro, und ohne am Wochenende etwas gegessen zu haben. Schwester Teresa kann, auch hier dank der Unterstützung von der Missionsprokura und von Gönnern, den Kindern eine warme Mahlzeit pro Tag servieren. Diese Mahlzeit gibt es allerdings nur von Montag bis Freitag während des Schul- und Unterrichtsbesuches. Die meisten müssen sich dann über das Wochenende durchhungern. Das drückt natürlich sehr auf die Lern- und Aufnahme-Fähigkeit der Kinder. Am Nachmittag und abends nehmen auch Erwachsene – vor allem Frauen – an unseren Kursen teil. Da die meisten der Frauen selber für den Erhalt ihrer Familie aufkommen müssen, aber kaum eine Ausbildung haben, sind sie froh, dank der Kurse etwas zu arbeiten. Dies hilft ihnen nicht nur, für den Familienunterhalt besser sorgen zu können, sondern sie werden auch in ihren Selbstwert-Gefühlen bestärkt. Sehr grossen Anklang findet auch hier der Kochkurs. Im Moment lernen etwa 20 sehr arme Frauen, Speisen zuzubereiten. Das gibt ihnen die Möglichkeit, eine gute Anstellung in einem Restaurant zu finden oder die Produkte aus Küche und Garten direkt zu verkaufen. ■



Fertigkeiten, die eine berufliche
Grundlage geben...



... und Produkte entstehen
lassen, die verkaufbar sind.

VORSCHAU 2/12

Verständigung zwischen Menschen

Generationenunterschiede, weltanschauliche oder politische Differenzen trennen Menschen. Wir leben in je eigenen Welten, die oftmals kaum miteinander in Berührung kommen. Was trägt zur Verständigung zwischen Alt und Jung, Einheimisch und Fremd, Arm und Reich bei?



Sich «einmischen»?

Wieso Christ-sein politisch ist.

Radio Musi O'Tunya in Sambia

Eine Ordensfrau betreibt Bewusstseinsbildung über den Äther.

IMPRESSUM

WeltWeit

Ausgabe 1/2012: Februar-März
Zeitschrift für Entwicklungspartnerschaft und globale Gerechtigkeit. www.weltweit.ch
52. Jahrgang, Erscheint 6x im Jahr.

Website

www.weltweit.ch

Jahresabonnement

Schweiz: CHF 30.– (inkl. 2,5 % MwSt.)
Europa: Euro 29.–, übrige Länder: CHF 45.–
WEMF-beglaubigte Auflage: 13'585 Exemplare
Herausberggemeinschaft: P. Toni Rogger SDB,
Don Boscostrasse 29, 6215 Beromünster,
Tel. 041 932 11 11, rogger@donbosco.ch

Redaktion: Theo Bühlmann, Fuchsacker 3,
6233 Büron,
Tel. (bitte auf Beantworter sprechen): 041 933 13 23,
at.buehlmann@bluewin.ch

Administration, Abonnemente und Werbung:
Thérèse Corpataux-Roggo/Chantal Tinguely-Neuhäus,
Postfach 345, 1701 Freiburg
Tel. 026 422 11 36, Fax 026 422 11 37

PC-Konto: Freiburg 17-6021-7, info@weltweit.ch

Layout/Gestaltung: Othmar Huber, Luzern

Satz, Druck und Versand:

Brunner AG, Druck und Medien, 6010 Kriens,
www.bag.ch

Redaktionsschluss:

WeltWeit 2/2012: Mitte Februar

WÄHLEN SIE DIE KENNZIFFER IHRER SPENDE.

PC-Konto: Freiburg 17-6021-7

PROJEKTHILFE

Mercy Home für arme
betagte Frauen in Kothanur,
Südinien (S.30-31)

21035

**INGENBOHLER
SCHWESTERN**

Gesundheitsversorgung
in Piplera, Nordindien
(S.34-35)

22079

**MENZINGER
SCHWESTERN**

Berufsausbildung für
980 Jugendliche in
Montevideo, Uruguay
(S.37)

33092

**SALESIANER
DON BOSCOS**

Strassenkinder-Projekt
Centro San Jose Obrero in
Garzon Huila, Kolumbien
(S.38).

30058

**MISSIONSFRANZISKANERINNEN
VON MARIA IMMAKULATA**

ALLGEMEINE SPENDEN

Mess-Stipendium (Fr. 10.–)

40 001

Kinder- und Jugendarbeit («Taufspende»)

40 003

Hungernde

40 004

Lepra und andere Tropenkrankheiten

40 005

Kinder in Not

40 015

Zeitschriftenfonds

(Geschenk- und Gönnerabonnemente)

80 020

HERAUSBERGERGEMEINSCHAFT

MARIANHILLER MISSIONARE

Missionshaus St. Josef, St. Josefsweg 15,
6460 Altdorf, Postkonto Luzern 60-187-8
Tel. 041 874 04 40, Fax 041 874 04 41
Redaktion: P. Pirmin Supersaxo
www.mariannahill.org

KREUZZSCHWESTERN INSTITUT INGENBOHL

Missionssekretariat, 6440 Brunnen
Postkonto Luzern 60-4000-2
Tel. 041 825 20 00, Fax 041 825 22 66
Redaktion: Sr. Debora Ueckert
Tel. 041 377 01 80 oder 041 377 03 30,
www.kloster-ingenbohl.ch
www.scsc-ingenbohl.org

SCHWESTERN VOM HEILIGEN KREUZ

Missionsprokura, Hauptstrasse 11
6313 Menzingen, Postkonto Zürich 80-4085-5
Tel. 041 757 40 40, Fax 041 757 40 30
Redaktion: Sr. Thomas Limacher
www.kath.ch/kloster-menzingen
www.holycross-menzingen.org

MISSIO

Internationales Katholisches Missionswerk
Rte de la Vignettaz 48, Postfach 187
1709 Freiburg, Postkonto Freiburg 17-1220-9
Tel. 026 425 55 70, Fax 026 425 55 71
Redaktion: Siegfried Ostermann
www.missio.ch

MISSIONS-BENEDIKTINERINNEN

Missionshaus, 6218 Ettiswil
Postkonto Luzern 60-23745-1, Tel. 041 982 01 80
Redaktion: Sr. Leoni Hasler
www.missions-benediktinerinnen.de

SCHWEIZER REDEMPTORISTEN

Bruggerstrasse 143, 5400 Baden
Postkonto Bolivien-Mission, Baden 50-182-9
Tel. 056 203 00 44, Fax 056 203 00 40
Redaktion: P. Anton Schönbächler
www.redemptoristen.de

MISSIONSFRANZISKANERINNEN VON MARIA IMMAKULATA

Franziskusstrasse 15, 9463 Oberriet
Postkonto St. Gallen 90-2312-4, Tel. 071 763 70 40
Missionsprokura und Redaktion:
Sr. Claudina Bachmann, Laura Schmiedeknecht

FRANZISKANER MISSIONSSCHWESTERN VON MARIA HILF

Sinslerstrasse 12, 5644 Auw AG
Postkonto Luzern 60-20513-6, Tel. 056 668 27 08
Mail: missionsprokura@bluewin.ch
Missionsprokura und Redaktion: Sr. Consilia Hofer
www.fmmh.org

SALESIANER DON BOSCOS

Don Boscostrasse 29, 6215 Beromünster
Postkonto Zürich 80-11180-3
Tel. 041 932 11 11, Fax 041 932 11 99
Redaktion: P. Toni Rogger
www.donbosco.ch – www.juhila.ch

KATHARINA-WERK

Holestrasse 123, Postfach, 4015 Basel
Tel. 061 307 23 23, Fax 061 307 22 22
Redaktion: Heidi Rudolf
www.katharina-werk.ch



Freiburg und Berg Karmel

Die Kapelle zur Madonna von Bürglen (Berg Karmel) liegt vor den Toren Freiburgs auf dem Steilhang der Saaneschleife, in deren Schutz die Stadt im 12. Jahrhundert gegründet worden ist. Die Wanderung ist nicht zu lange gehalten, weil es sich lohnt, Sakralbauten zu besuchen: Klosterkirchen Magere Au, Bisemberg, Loretto-Kapelle, St. Nikolaus-Kathedrale.

Wir starten vor dem **Bahnhof Freiburg**, folgen der Bahnhofstrasse links stadtabwärts und begehen die in gleicher Richtung anschliessende autofreie Romontgasse (rue de Romont). Beim Python-Platz drehen wir nach rechts, an der Ecke der alten Post queren wir die Petergasse (rue St. Pierre) und gelangen zum **Funiculaire**, einer historischen Standseilbahn, deren Antrieb durch das Gewicht von Containern, die mit Abwasser gefüllt sind, einmalig ist. Vor der Fahrt in die «Unterstadt» (notfalls kann man auch die Treppe nehmen) werfen wir einen Blick über die Altstadt-Gebiete von Freiburg und die gesamte Wanderstrecke. Direkt unter uns liegt die **Neustadt** (Neuveville), so benannt nach der vierten Stadterweiterung um 1300. Von der Talstation beim Pertuis-Platz ausgehend, nehmen wir unmittelbar rechts die schmale «Rue de la Sarine», überqueren nach einigen Minuten die Saane und wandern dem Fluss entlang weiter; links am Hang steht die **Abtei Magere Au** (Maigrange). Beim blauen Wegweiser «Chemin de l'Abbaye» steigen wir hoch und nützen die Gelegenheit, die äussere Anlage und die Kirche dieser einzigartigen Stätte kennenzulernen, wo ohne Unterbruch seit über 750 Jahren eine Zisterzienserinnen-Gemeinschaft ihr kontemplatives Leben führt. Es gibt hier einen Klosterladen und für Pilger auch ein Gästehaus.

NAHEGEBRACHT

Dieser Beitrag stammt aus dem Buch von Bernhard Zurbriggen und Anton N. Scherer: «Wandern und wallfahren. Unterwegs zu 20 Pilgerorten in der Schweiz». Es umfasst 224 Seiten, ist reich mit Karten, Tour-Informationen, Höhenprofilen und Bildern illustriert und enthält zu jedem Ort interessante Erklärungen, geschichtliche Hintergründe sowie eine Meditations- und Gebetsseite. Erschienen ist das Buch 2011 im Paulusverlag Freiburg Schweiz. Es kostet 38 Franken. ISBN: 978-3-7228-0788-1

Über ein kurzes, steiles Wegstück mit mittelalterlicher Pflasterung erreichen wir durch das kleine Sonnenbergtor wieder Stadtgebiet. Vor dem «Kuriosum Sonnenberg» zweigen wir rechts ab und treffen bald auf die Mauer des Kapuzinerinnenklosters **Bisemberg (Montorge)**. Dann gelangen wir direkt auf den Loretto-Weg. Dieser Panorama-Weg, vorbei an der **St. Jostkapelle**, ermöglicht vor allem im oberen Teil bei der **Loretto-Kapelle** die beste Aussicht auf die Stadt Freiburg. Die Kapelle ist von März bis Oktober am Di., Do., Sa. und So. offen. Durch das Bürglen-Tor tretend verlassen wir das Stadtgebiet wieder und nach 100 m nehmen wir rechts die abzweigende Breittfeldstrasse. 500 m weiter finden wir einen Rastplatz, von wo aus wir uns links haltend über die Promenade Madeleine Eggen-dorfer unter alten Eichen meditativ der **Wallfahrtskapelle Unserer lieben Frau von Bürglen** nähern.

Für unseren **Rückweg** von dreiviertel Stunden Marschzeit bleiben wir vorerst auf der linken Strassenseite, sie führt uns abwärts in Richtung des von Bäumen umstellten **Dürrenbühl-Turms**. Ein gut unterhaltener Fussweg unterhalb des Turms erlaubt uns die Abkürzung, welche direkt in die Schmiedgasse der mittelalterlichen Stadtanlage mündet. Auf dem kleinen Platz vor der hölzernen Bernbrücke treffen wir auf einen ersten der überaus beachtenswerten Freiburger Brunnen. Nach dem Überqueren der Bernbrücke befinden wir uns in den ältesten Quartieren Freiburgs. Beim Klein-Sankt-Johann-Platz nehmen wir den steil ansteigenden ursprünglichen Stadtzugang, den **Stalden**. Wir kommen vorbei an zwei Brunnen. Falls die Zeit reicht, lohnt sich auch ein Besuch der Augustinerkirche. Beim Durchschreiten der Reichengasse (Grand Rue) lässt sich der vergangene Glanz der patrizischen Zeiten noch erahnen; rechts durch die Postgasse treffen wir auf die **Kathedrale**, die einen Besuch einfordert. Durch das Hochzeitergässli gelangen wir auf den Platz vor dem Rathaus. Nach dem Überqueren der Strasse gelangen wir, halblinks haltend, durch die Häuserreihen der Lausannegasse, der Romontgasse und der Bahnhofstrasse zum Ausgangspunkt zurück. ■



Ansicht von Neustadt, Kloster Bisemberg, Loretto-Kapelle und Bürglentor.